Günther Schwab

Spätes Licht in der Dämmerung

An meine Freunde!

Ich bin sechsundneunzig Jahre. alt geworden, und dieses Büchlein ist möglicherweise mein letzter Gruß an meine Freunde.

In der tief stehenden Sonne meines Lebens erstrahlen die Gipfel im Licht, während die Schluchten der Nöte und Niederlagen im Dunkel bleiben, als hätte es sie nie gegeben; so daß ich geneigt bin zu sagen: Wie schön ist die Welt! Wie schön ist das Leben! Wie gut ist der Mensch!

Und ich sage weiter, was gesagt sein soll, solange ich noch Zeit dazu habe:

Ehrfürchtigen Dank dem Ewigen dafür, daß ich leben durfte!

Herzinnigen Dank allen Menschen, die mir im Geiste und in der Tat Gutes erwiesen haben, und allen geliebten Tieren, die mein Leben begleiteten!

Aufrichtige Vergebung allen Menschen, die mir bewußt Böses zugefügt haben!

Wie schön ist die Welt! Wie schön war das Leben!

Es soll euch immer gut gehen!

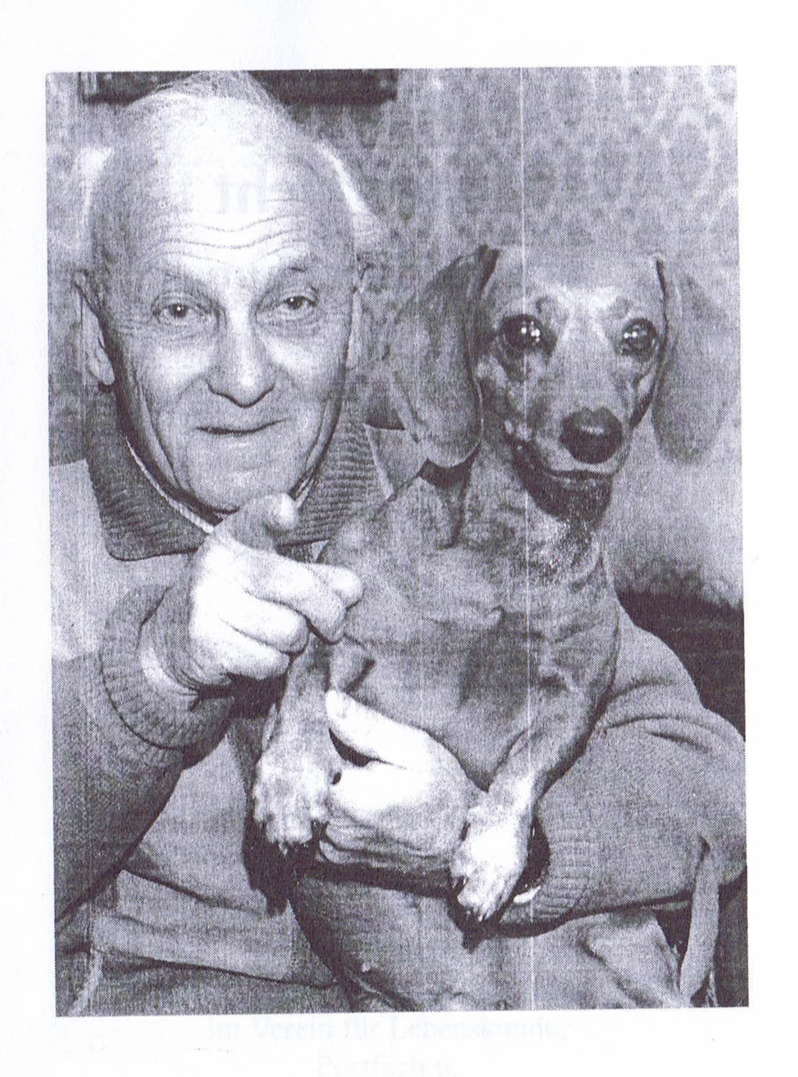
Seid mir gegrüßt!

GÜNTHER SCHWAB

Spätes Licht

ISBN 3-9500585-6-7
Verleger: Freundeskreis "Günther Schwab"
im Verein für Lebenskunde,
Postfach 6,
A-5033 SALZBURG

Spätes Licht
in der Dämmerung



INHALT

PER DU MIT DEM RÄUBERHAUPTMANN

Quelle: "Heute kann man darüber lachen..." (1978)

Dann läßt Romanetti Champagner auffahren, echten, teuersten, französischen Champagner, zehn Flaschen, zwanzig Flaschen, es gibt keine Grenze. Er erhebt sich und hält eine Rede auf Korsisch: Erst sachlich, ruhig, trocken, dann akzentuiert, laut, enthusiastisch, pointiert, ein geborener Volksredner. Beifallsstürme. Mein Nebenmann übersetzt, so gut er kann:

Korsika wird frei werden! Wir werden die Besatzung ins Meer jagen! Wir werden unter dem Patronat des großen und ruhmreichen italienischen Volkes den souveränen Staat Korsika begründen...

Dann dankt er uns für unsere Filmarbeit. Auch durch sie, meint er, würden wir zum Freiheitskampf beitragen. Er bietet Dini, dem Regisseur, und d'Ampuono, dem Kameramann, Duwort und Bruderkuß, spricht plötzlich französisch, um auch mir diese Auszeichnung zuteilwerden zu lassen. Er umarmt und küßt mich auf beide Wangen. Ich bin per Du mit einem "Räuberhauptmann"!

Am anderen Tag kehrten wir nach Ajaccio zurück. Dini und d'Ampuono reisten ab. Vier Wochen später war Romanetti tot. Er habe in einem Feuergefecht mit den Gendarmen mehrere Verletzungen erlitten. So

lautete die offizielle Version. Wenige Tage später starb er im Krankenhaus von Ajaccio.

Die Insel war im Aufruhr. Ganz Ajaccio stand auf. Mit Sprechchören zogen Menschenhaufen durch die Straßen, sammelten sich vor dem Krankenhaus und vor der Präfektur. Man befürchtete Revolte. Die Garnison war mobilisiert, Gendarmerie und Polizei standen in Bereitschaft. Was Beine hatte in der Stadt und der weiteren Umgebung, kam zum Trauergeleit. Das Volk stand Spalier. Weiber heulten, zerrissen mitgebrachte Kleider und warfen sie vor dem Kondukt auf die Straße. Alles drängte herbei, um nur ein paar Schritte weit den blumenüberladenen Sarg zu tragen. Der Zug bewegte sich über den Cours Napoléon zum Bahnhof, wo er auf das Dach eines Autobusses verladen wurde. Etwa vierzig Autos und Busse, eine für damals gewaltige Anzahl, geleitete den Sarg nach Calcatoghio, wo er beerdigt wurde, jedes Fahrzeug mit einem Gebirge kostbarer Kränze auf dem Dach.

Da der große Bandit tot war, erachtete ich mich der eingegangenen Schweigeverpflichtung ledig, und am 26. Juli 1928 erschien auf Seite 7 der Nummer 134 der Wiener Wochenschrift "Mein Film" ein Tatsachenbericht aus meiner Schreibmaschine unter dem Titel "Banditen im Film", worin ich mein Erlebnis mit Dini und Romanetti schilderte. Ich zitiere daraus:

"Banditen, deren Ruf weit über die Grenzen ihres Landes hinausdringt, sind auch im 20. Jahrhundert keine Seltenheit. Es ist mir aber nur ein einziger Fall bekannt, in dem die Popularität eines Banditen so

groß war, daß ein Filmmann auf die Idee kommen konnte, ihn in seinem Schlupfwinkel aufzusuchen und ihn zu bitten, sich mit seinen Spießgesellen vor die Kamera zu stellen.

Ein Mörder, der dreimal zum Tode verurteilt in die Wildnis entflieht, eine Schar Gleichgesinnter und Gleichverfolgter um sich versammelt, der Gendarmerie und dem Militär mit Maschinengewehren und Handgranaten tagelange Gefechte liefert und auf diese Art zum dunklen Punkt in der französischen Kriminalgeschichte, bei der bodenständigen Bevölkerung aber zum Nationalheros wird - eine prächtige Vorlage für ein Drehbude. Etwas kitschig vielleicht, wenn sie nicht so ganz und gar aus dem Leben gegriffen wäre.

Man stellt sich unter Banditen gewöhnlich Leute vor, die einsame Höfe oder Reisende überfallen und ausrauben und, wenn es sein muß, nicht davor zurückschrecken, Menschen zu töten. Aber der Begriff "Bandit" hat im Grunde mit dem Begriff "Räuber" oder "Mörder" nichts gemein. Das italienische Wort "bandito" kommt aus derselben Wurzel wie das deutsche "verbannt" und hat auch diese Bedeutung. Auf Korsika ist jeder ein "bandito", der etwas angestellt hat und sich vor der Polizei verstecken muß. Er kann dabei im Grunde harmlos sein. Auf Korsika gibt es viele "Banditen". Irgendwo, in einer Bar, am Samstagabend ein Glas Absinth zu viel, Wortwechsel, Rauferei, einer bleibt liegen, weil an seinem Schädel ein Stuhl zerschlagen wurde oder ihm eine Revolverkugel ins Bein drang.

Der Täter entkommt, gewinnt die Macchia. Wer einmal darin verschwunden ist, kann so leicht nicht wieder erwischt werden. Sie ist drei bis fünf Meter hoch, uneindringlich, dornig, unwegsam, unübersichtlich, und bedeckt ohne Unterbrechungen viele Quadratkilometer gebirgigen Geländes.

Ich habe einmal, in unmittelbarer Nähe von Ajaccio, den Maultierpfad verloren und irrte in der Macchia umher. Nach einer Stunde war ich kaum zweihundert Meter weit gekommen, aber die Kleider waren zerrissen, blutend und erschöpft fürchtete ich, nie wieder hinauszukommen.

Der "bandito" benachrichtigt seine Angehörigen von seinem Aufenthaltsort und erhält von ihnen Nahrungsmittel, eine Flinte und Patronen. Wenn die Gendarmen ihn überraschen, so tut er das, was ihm das Natürlichste von der Welt scheint: Er schießt.

Dennoch steht der Fall Romanetti einzig da, und wenn man in der außerkorsischen Öffentlichkeit nicht viel von ihm hörte, so deshalb, weil die französischen Behörden alle Meldungen über ihn zu unterdrücken suchten, um die blamablen Mißerfolge ihrer Exekutive nicht offenbar werden zu lassen. Dennoch wußte in Frankreich beinahe jeder von dem großen Banditen, und Dinis Idee, unter Romanettis persönlicher Mitwirkung einen Zugfilm ersten Ranges zu schaffen, war eine glückliche Spekulation.

Nonce Romanetti, 1882 in Calcatoghio geboren, ist Fleischhauer gewesen. 1906 wurde er angeklagt, eine Kuh gestohlen zu haben, die er indes ehrlich bezahlt

hatte - ohne Quittung natürlich, wie es auf Korsika üblich war. Er wurde festgenommen, konnte in die Macchia entfliehen und erschoß aus dem Hinterhalt den Verleumder, als dieser Sonntags zur Kirche ging. Von da an lebte Romanetti in der Macchia, machte alle Anstrengungen der Behörden, seiner habhaft zu werden, zuschanden und wurde für das korsische Volk "il Re di a Macchia", der König der Macchia.

1912 erschoß er bei einem Gefecht zwei Gendarmen. 1916 wurde einer von Romanettis Spießgesellen gefangen, des Mordes überführt und auf der Place Abatucci, in der Nähe des Bahnhofs zu Ajaccio, öffentlich hingerichtet, zu welchem Zweck der Scharfrichter samt Gehilfen und Guillotine mit einem Spezialschiff eigens vom Kontinent angereist kam.

Im Jahre 1917 machte sich ein gewisser Pierangeli erbötig, Romanetti den Gendarmen in die Hände zu liefern. Der Bandit wurde eingekreist und überrascht, entfloh jedoch auf das Dach eines Hauses, legte sich flach und wurde nicht entdeckt. Am nächsten Tag ging der Hof Pierangelis in Flammen auf. Der Verräter floh aus Angst vor der tödlichen Rache des Banditen bis nach - Lyon. Er wird ohne Gefährdung seines Lebens nie mehr nach Korsika zurückkehren können.

Im Laufe der Zeit müssen Romanetti aus den Kreisen der korsischen resistenza bedeutende Geldmittel oder Legate zugeflossen sein, die ihm die Flucht ins Ausland ermöglichen sollten. Er aber wollte seine Insel nicht verlassen. Er blieb und ver-

stand es, seine Kapitalien gut anzulegen und zu vermehren.

Der Ruhm des "großen" Banditen, seine vor keiner Missetat zurückschreckende Entschlossenheit, vor allem aber der Ruf seiner Unerreichbarkeit und Unverletzlichkeit brachten ihm Zulauf. Nah und nach versammelten sich um ihn viele kleinere und größere "hors-la-loi", so daß seine Bande oder sein Hofstaat auf über vierzig Personen anwuchs.

Diese Gesellschaft lebte auf großem Fuß und brauchte dementsprechend viel Geld. Romanetti hatte zehn "Minister" eingesetzt, die seine zahlreichen Unternehmungen zu leiten und zu überwachen hatten: Livrelli, Moreschi, Battesti, Fioravanti, Lozzi, Fancellu, Luciani Vater, Luciani Sohn, Gilli, Biancamari.

Pascal Livrelli war der Domänendirektor des "Königs der Macchia". Er hatte die landwirtschaftlichen Betriebe zu kontrollieren, die Arbeiten in den ausgedehnten Weingärten, die kaufmännischen Unternehmungen und besonders die Käsefabriken, die einen bedeutenden Ertrag abwarfen. Fioravanti, dessen Schwester Maria Madalena Romanettis Geliebte war, hatte die Leitung einer öffentlichen Autobuslinie zwischen Ajaccio, Calcatoghio und Lopina über.

Man hat berechnet, daß Romanetti ein tägliches Einkommen von über sechshundert Francs hatte. Er unterhielt bei einem Bankhaus in Ajaccio ein Konto unter seinem Namen. Er besaß Herden von mehreren Hundert Rindern, Schafen und Schweinen, einige

Fischkutter, Motorboote, die mit allem Komfort und Maschinengewehren ausgestattet waren und im Golf von Lava vor Anker lagen. Die Flottille stand unter dem Kommando der Admiräle Moreschi und Battesti.

Unter den Befehlen der "Minister" entwickelte sich eine kleine Welt von ergebenen Leuten, die über die königliche Ruhe wachten. Auf den Höhen, die den Golf im Halbkreis umgeben, standen bei Tag und bei Nacht die Posten und meldeten durch Rauch und Feuersignale die Annäherung der Gendarmen. Sie hatten auch die Aufgabe, gegnerische Patrouillen und Nachforschungen abzulenken.

Einzelne Fremde, Engländer und Amerikaner vor allem, die eine Sensation erleben wollten, kauften sich um viel Geld Passierscheine, um vom "König der Macchia" in Audienz empfangen zu werden. Wenn Romanetti Gäste hatte, floß der Champagner in Strömen, und der Bandit zeigte sich als angenehmer und lustiger Gesellschafter. Er empfing in einer verfallenen Hütte, die indes verläßlicher bewacht war als der Palast eines Königs.

Die Ursache seiner Popularität ist in der Einstellung der Korsen gegenüber den französischen Behörden zu suchen. Für den nationalbewußten Korsen ist der Franzose auch heute noch "straniero", der Fremde. Obwohl es überall französische Schulen gibt, obwohl jeder Korse - mit Ausnahme der ganz alten Leute französisch sprechen und schreiben kann, betrachtet man die Franzosen immer noch als Eindringlinge. Und Romanetti, an dem durch volle

zwanzig Jahre die Bemühungen der "Besatzungsmacht" gescheitert waren, galt als Symbol der Eigenständigkeit und Unbesiegbarkeit des korsischen Wesens, als Allegorie des korsischen Freiheitsdranges und als ideelles Haupt der Autonomistenbewegung.

Es wird erzählt, daß Romanetti große Summen für die Armen geopfert und überhaupt viel Gutes getan habe. Vielleicht aber sind solche Gerüchte von seinen Freunden ausgesprengt worden, um seine Volkstümlichkeit zu steigern. Es ist verständlich, daß aller Herzen dem edlen Banditen zuflogen, dem "bandito d'onore", wie sie ihn nannten, der zu einem Leben außerhalb des Gesetzes gezwungen wurde, nur weil ihm Unrecht widerfahren war und er sein Recht verteidigt hatte. Und in dem jahrzehntelangen Kampf zwischen Romanetti und Justiz stand ganz Korsika mit seinen Sympathien auf Seiten des Banditen, und man versuchte, die Bemühungen der Behörden zu sabotieren, wo immer es nur möglich war.

Der hochinteressante Film Dinis behandelt in seinem zweiten Teil Leben und Abenteuer Romanettis, wobei der Bandit durch G. Gauthier und Maria Madalena durch Nina Orlova dargestellt wurde. Als der Film fertiggestellt war, verbot das Pariser Innenministerium seine öffentliche Vorführung und beschlagnahmte ihn. Man wollte verhindern, daß durch ihn die Kunde von dem blamablen Mißerfolg der französischen Sicherheitsbehörden in alle Welt getragen wurde. Erst vor wenigen Wochen erfuhr ich,

daß der Film - da Romanetti ja nun längst tot ist - freigegeben wurde.

Über sein Sterben herrscht Unklarheit. Wenn man den offiziellen Berichten glauben darf, so geriet Romanetti, als er sich allein zu Pferd nach Lava begeben wollte, in einen Hinterhalt der Gendarmerie. Die Aufforderung, die Waffen wegzuwerfen, beantwortete er mit vier Schüssen aus dem Karabiner. Dann fiel er im konzentrierten Feuer.

Diese Darstellung hat nicht viel Wahrscheinliches für sich, da Romanetti keinesfalls allein gewesen sein kann und stets mit Vor- und Nachhut unterwegs war. Vielleicht sollte durch diese Version der Ruhm, Korsikas größten Banditen gefällt zu haben, für die Gendarmerie gesichert werden. Oder man wollte auf diese Weise den wirklichen Mörder vor der Blutrache schützen. Bemerkenswert ist, daß Romanetti seinen Hirten angeblich einen hohen Betrag für rückständige Löhne schuldete. Als die Kinder der Hirten kamen, um das Geld abzuholen, soll er sie mit dem Erschießen bedroht und davongejagt haben. Vielleicht war er schlecht gelaunt oder betrunken gewesen. Tatsache ist, daß er achtundvierzig Stunden später tot war.

Am Tag des Begräbnisses sagte eine führende Persönlichkeit des korsischen Widerstandes, Graf C., auf offener Straße und vor vielen Zeugen zum Kommandanten der Gendarmeriebrigade von Ajaccio, Colonel Gaspard: "Wir wissen sehr genau, mein lieber Herr Kommandant, daß Ihre Gendarmen

an dem Tod unseres Romanetti völlig schuldlos sind. Aber wir kennen den Mörder, und wehe ihm, wenn er in unsere Hände fällt!"

Vor etwa einer Woche stand im Paris Soir die folgende kurze Notiz: "In Lava, Korsika, wurde der Schäfer Mancini mit seiner Frau und drei Kindern beim Mittagessen von unbekannten Banditen überfallen und erschossen. Mancini stand im Verdacht, vor zwei Jahren den berühmten Banditen Nonce Romanetti meuchlings ermordet zu haben."

Damit schloß mein Bericht aus dem Jahre 1928.

(21) ***

DER BERG RUFT ...

Quelle . "Im Banne der Berge" (1955)

Die beiden Menschen schauten und schwiegen. In jener Stunde wurde dem Toni Perner bewußt, was bis dahin nur in seinem Untergrund gewirkt hatte: welch eine Verzauberung vom Berg ausging.

Wer sich von der Welt der Menschen loslöst und in den Kreis der Berge eintritt, der wird ein anderes Wesen. Hier herrscht die reine, durch nichts Menschliches eingeengte Naturgewalt. Hier donnern die, Eisströme Tag und Nacht, Jahr um Jahr, mit gesetzmäßiger Sicherheit und Selbstverständlichkeit, ob sie in Ihrer mörderischen Urgewalt und Schönheit von jemandem wahrgenommen werden oder nicht. Hier weht der Atem Gottes.

- Für den Toni war dieser Tag wie ein Geschenk. Wurm, der treue Freund und Lehrmeister, saß neben ihm und blickte in die Ferne. Er wußte; was in Toni vorging.

Als sie abends müde in der Hütte saßen, die Seligkeit des Tages noch in allen Sinnen, begann Sepp Wurm zu sprechen.

"...Wie der Mensch sich doch gewandelt und erhoben fühlt durch das Erlebnis des Berges! Und wie viele Menschen gibt es in den Städten, die vom Berg und seiner Schönheit nichts ahnen; ein Leben lang in ihren Grüften hausen, in ihrem kleinlichen Trachten

und ihren selbstsüchtigen Gedanken. Wäre es nicht eine große und wichtige Aufgabe, die Menschen in die Berge zu führen, damit das Gute, das doch in jedem Menschenherzen verborgen liegt, dadurch rege wird? So mancher Unsegen der Welt könnte dadurch zum Segen werden... «

Toni schwieg eine Weile, nachdem Wurm geendet hatte. Dann sagte er:

»Gewiß könnten sehr viele Menschen durch das Erlebnis des Berges erhoben und beglückt werden. Aber es gibt auch wohl solche, die selbst an der gewaltigen Offenbarung der Berge gleichgültig und gelangweilt vorübergehen, ohne inneren Gewinn und unbeteiligt. Wer die Sehnsucht nach dem Berg in sich trägt, den ruft er auch. Und der Herrgott spricht doch nur zu denen, die selbst einen Funken seiner Kraft in sich tragen.«

(8) **

IRRGARTEN DER LIEBE

Quelle: "Geliebte Frau" (1948)

»Ich will Ihnen ein Geständnis machen, Pierre!«

»Sie, Eve?«

»Jetzt werden Sie lachen...«

»Ich lache nicht. Was haben Sie mir zu sagen?«

»Das ich zu jenen Frauen gehöre, die sich vor der Liebe fürchten.«

»Warum, Eve?«

»Weil sie mir bisher mehr Kummer brachte als Glück!«

»Ich sagte Ihnen schon, daß der Liebeskummer eine alltägliche Erscheinung ist. Ja, ich behaupte, daß ihn zu überwinden zu den normalen Funktionen unseres Gemütsapparats gehört. Es gibt keinen Menschen, der ihn nicht zu fühlen bekommt.«

»Das ist umso trauriger!«

»Dabei hat der Liebeskummer alle seine Ursachen nur in uns selbst. Wir sind die Opfer unserer eigenen Einbildung, einer Selbsttäuschung, eines Irrtums, den wir schuldhaft begangen haben und dessen natürliche Folgen wir unweigerlich tragen müssen!«

»Kann ein Mensch durch eine Selbsttäuschung so schwer erschüttert werden?« »Nichts verletzt uns so tief wie die Erkenntnis von der eigenen Unzulänglichkeit. Nichts allerdings bringt uns so weit vorwärts wie dieses.«

»Aber nur, wenn man erkennt, daß es sich um eine Selbsttäuschung handelte, und davon bin ich keineswegs überzeugt!«

»Dann werden Sie bald wieder von Liebeskummer geplagt werden, mein Fräulein...«

»Gott soll mich davor bewahren!« »Ich weiß ein Rezept dagegen.«

»Sie haben anscheinend Rezepte für und gegen alles...«

»Vielleicht -«

»Was empfehlen Sie in meinem Fall?« »Vom Wesen der Liebe alles zu wissen.« »Woher wissen Sie, daß ich nicht alles darüber weiß?«

»Weil Sie den Liebeskummer fürchten!« »Sie etwa nicht?«

»Nein. Der Wissende braucht ihn nicht zu fürchten. Er sehnt sich danach. Für ihn ist er ein Bestandteil der Liebe; ein Schatten, der das Licht umso heller leuchten läßt.«

»Ich verstehe Sie nicht -«

»Sie werden mich verstehen. Hören Sie!« »Ich höre.«

»Die Erkenntnis ist einfach: Wer verliebt ist, liebt einen Menschen, der gar nicht existiert! - Ich weiß, daß Sie mir jetzt noch nicht folgen können. Merken Sie gut auf!

Am Anfang war das Suchen. Im Laufe von Jahrhunderttausenden ist es im Menschen gewachsen und zur Grundlage seines Wesens geworden. Zuerst war das Suchen nach Nahrung. Man zog über die Erde

und suchte nach Früchten in der Höhe der Bäume; wühlte nach Wurzeln in der Tiefe des Bodens, fahndete nach Wildbret. Dann suchte man den Gatten. Der Mann zog durch den tertiären Dschungel auf der Fährte eines jungen Weibes, und das Weib - sehnte sich danach, gefunden zu werden. Vielleicht gab es auch ältere Damen, die auf der Fährte eines jungen Mannes zogen...

Das Suchen und das Hoffen aber sind Dinge, die oft vergebens sind. Man findet nicht immer ein Stück Brot, . wenn man Hunger hat; und man findet nicht gleich eine Frau... Aus der Vergeblichketi entstand die Sehnsucht, die Mutter aller Kunst. Und die Sehnsucht, das wissen wir, malt uns Bilder, die unsere Wünsche umreißen. Der Hungrige hat sein Leibgericht vor Augen; der sich nach Liebe sehnt, trägt in sich - meist unbewußt - das Bild seiner Wünsche.

Wenn man vor einer roten Fläche steht, so sieht das Auge nachher alles grün, und umgekehrt; wir wissen nicht warum, und es ist so, ob wir wollen oder nicht. Nun, jeder Mensch macht sich ein Bild von sich selbst. Unter dem Eindruck dessen, was er von sich selbst weiß, entsteht in ihm, ohne daß er etwas dazu tut, als Niederschlag seines eigenen Wesens, als ergänzende Hälfte das Wunschbild; wie ein Negativ, eine Druckplatte, wie die andere Farbe im Auge.

Wir alle suchen - oft genug ohne es zu wissen - in der uns umgebenden Welt den zu diesem Bild passenden Menschen. Und da wir ihn zu finden wünschen mit der ganzen Kraft unserer Seelen - denn

daran hängt die Sinnerfüllung unseres Lebens -, sind wir geneigt zu glauben, daß er sich leicht und bald werde finden lassen. Daß er nur in uns selbst lebt, ahnen wir - vorläufig - nicht.

Wir betrachten die Menschen um uns durch die gefärbte Brille unserer Wünsche und merken nicht, daß sie in Wirklichkeit ganz anders aussehen; und wir finden auf diese Weise tatsächlich einen, der die Züge des Wunschbildes zu tragen scheint. Wir gehen über vor Seligkeit: Das Bild aller Träume ist gefunden, alle Sehnsucht gestillt!

Fast jeder Mensch hat einmal das Bedürfnis nach Überschäumen, nach Taumel, nach Orgie, und das Herz gibt sich ihnen willig hin. Und im Rausch verliert er alle Vernunft; und dichtet dem Menschen, den er da gefunden hat und den er lieben muß, weil er ihn seit je liebte, alle Wesenszüge seines Wunschbildes an, die ihm in Wirklichkeit fehlen...

Eine solche Fülle von Möglichkeiten des Irrtums, des Selbstbetruges, der Täuschung und Verwirrung gibt es auf keinem anderen Gebiete des Lebens. Wer sie ermessen kann, erschrickt davor. Zuerst - unabhänging davon, ob die Verkörperung des Wunschbildes zu finden ist oder nicht: Ist das Wunschbild richtig? Ist es wirklich die zu unserem Wesen passende, alle seine Lücken und Mängel ausfüllende und aufhebende, unser Menschtum vergöttlichende Hälfte?

Man sollte es glauben. Aber: Das Wunschbild entsteht in uns unter dem Eindruck dessen, was wir

von uns selbst wissen. Nun, der eine weiß sehr viel von sich, der andere wenig, ein dritter gar nichts. Alles weiß keiner. Eine Unstimmigkeit also muß notwendigerweise jedes Wunschbild haben, weil unsere Selbsterkenntnis mangelhaft ist und bleibt. Nun kommt dazu: Ist, was einer von sich selbst zu wissen glaubt, Selbsterkenntnis oder Selbstbetrug? Kennt er sich wirklich oder ist er ein eingebildeter Tropf? Wie fehlerhaft das Selbstbewußtsein, so fehlerhaft ist das von ihm erzeugte Bild des ersehnten Gegenparts. Der Mensch sucht sohin zumeist etwas, das tatsächlich nicht zu ihm paßt, da er sich über sich selbst täuscht.

Zudem gibt es eine lebendige Verkörperung des Wunschbildes - auch wenn es richtig wäre - meist nicht. Unter Millionen mag einer sein, dessen Wunschbild nicht nur in seiner Einbildungskraft lebt. Wo aber lebt es? Die Welt ist groß! Unter tausend von jenen findet es vielleicht einer. Darum habe ich am Anfang gesagt: Man liebt einen Menschen, den es in Wirklichkeit nicht gibt...

Von allen diesen Dingen weiß der Liebende nichts. Er liebt und ist selig. Können Sie ermessen, in welchen tiefen Abgrund der Verzweiflung er geschleudert wird, wenn das endlich aufgefundene Idol ihn nicht wiederliebt? - Nehmen wir aber an, es liebt ihn wieder; so empfindet der Partner das Gleiche. Auch er glaubt, die Verkörperung seiner Sehnsüchte gefunden zu haben, auch er ist in einem Rausch der Liebe befangen, der ihn von der Erde weg in alle

Himmel hebt. Nun lieben beide, und es gibt keine größere Seligkeit im Leben. Daß sie auf der beiderseitigen Selbsttäuschung beruht, davon ahnen die Beteiligten nichts, und es tut ihrem Glück keinen Abbruch. So weit der Betrug, den jeder von ihnen an sich selbst begeht. Dazu kommt aber der Betrug, den jeder von ihnen am anderen verübt.

Unter dem Eindruck der Liebe werden die Menschen anders, als sie in ihrem Alltag, in ihrem wahren einfachen Wesen sind. Es ist, als würden sie zu einer höheren Stufe des Daseins emporgehoben. Sie werden besser, edler, größer, vollkommener, innerlich und äußerlich. Das alles allein schon, wenn sie lieben. Hinzu kommt, daß sie geliebt werden. Das verwandelt sie noch einmal und so steigern sich die Liebenden gegenseitig in einen Zustand, der sie von der Wirklichkeit immer weiter entfernt. Einer spielt dem anderen eine Verkleidungskomödie vor, ohne es zu wissen. Jeder, der in diesem Stadium der Liebe es unternehmen wollte, den Verblendeten die Augen zu öffnen, würde verlacht oder gar feindlich abgewiesen werden...

Alles geht gut, solange sie in ihrem Rausch allein und der Welt fern bleiben. Aber das Leben fordert sein Recht. Es hat kein Verständnis für Einbildungen und orgiastische Träume des Herzens. Es ist kalt, nüchtern und immer gleich zweckstrebig. Früher oder später müssen die beiden zu den harten Tatsachen des Lebens zurückkehren. Das allein freilich ist noch kein

Argument gegen die Liebe. Gerade die höchste Liebe behauptet sich mitten im Lärm der Welt...

Das Leben aber ist mit Worten und Gefühlen nicht zufrieden. Es stellt jeden vor die Notwendigkeit, Taten zu setzen. Wenn einer schon - unter der Wirkung eines Wahns - zu denken, zu fühlen, zu sprechen vermag wie ein anderer Mensch - handeln kann er nur wie er selber. Und am Handeln erkennen einander die Liebenden; entdecken zumeist, daß sie anders sind, als sie gegenseitig glaubten. Ist die Erkenntnis so klar und so rasch, dann ist es gut. Die Liebe ist dahin so schnell, wie sie gekommen ist, und man geht auseinander...

Oder man begegnet einem Menschen, der dem Wunschbild ähnlicher zu sein scheint als der geliebte - und die Liebe ist auf den Kopf geschlagen, verflogen in einem Augenblick. Man liebt diesen anderen, weil man ihn lieben muß!

Oft aber halten sie aneinander fest trotz aller Gegenbeweise. So feindlich auch das Erfahrungsbild dem Wunschbild begegnen mag als störender Gegensatz - sie können nicht voneinander lassen. Obwohl jedes kleine Abweichen der realen Person von den Zügen des Wunschbildes als sehr schmerzlich empfunden wird, treibt sie die Liebe immer wieder zusammen. Es mögen einige Wesenszüge sein, die mit dem Idol übereinstimmen. Das genügt für eine lange und qualvolle Liebe, welche die Seelen zermürbt.

Immer, wenn die geliebte Person etwas tut, das aus dem Rahmen des Idols fällt, glaubt die liebende an

eine Verirrung, ein Handeln unter fremdem Einfluß. Es beginnt der Kampf: Das darfst du nicht tun! Das paßt nicht zu dir! Das bist nicht du, das ist ein fremdes Wesen in dir! Unfertig bist du. Du mußt lernen! Du mußt anders werden! Laß dich von mir führen und belehren, laß dich erziehen!

Jeder hofft auf die Zeit. Wenn die geliebte Person erst älter und reifer würde, dann würde sie so sein, wie man sie sich wünscht! Jeder versucht, den anderen in die Form des Idols zu pressen. Das gelingt manchmal, sofern die Kluft zwischen der lebendigen und der erträumten Person nicht zu groß ist. Meist gelingt es nicht. Sie kämpfen sich aneinander ab, ahnen nicht, daß sie mit Gespenstern kämpfen und inzwischen vielleicht das wahre Glück an ihnen vorübergeht...

Nun, Eve - Sie schweigen...« »Es ist etwas zu viel auf einmal.« »Vermochten Sie mir nicht zu folgen?« »Doch. Immerhin - es ist verwirrend...«

»Eine scheinbare Verwirrung, die Klarheit hinterläßt.« »Vielleicht.«

»Glauben Sie, daß ich Unrecht habe?« »Nein; aber verlassen wir das Thema für heute .«

»Für wie lange Sie wollen.« »Sie müssen mir Zeit lassen!« »Zum Nachdenken?«

»Zum Nachdenken und zum Fragen.« »Ich gedulde mich und gehöre Ihnen wann Sie befehlen!«-

»Ich habe nachgedacht, Pierre.« »Das befriedigt mich, Eve.«

»Ich muß Sie etwas fragen.« »Schon?«

»Überrascht Sie das?«

»Ja. Ich erwartete Ihre Reaktion auf meinen gestrigen Vortrag frühestens nach drei Tagen.«

»Ich reagiere eben schneller, als Sie glauben.«

»Ein großer Vorteil für Sie, Mademoiselle .«

»Ich bin nicht mit allem einverstanden, was Sie mir erzählten.«

»Ich bin voll Aufmerksamkeit.«

»Ich wehre mich gegen die Erkenntnis, daß die Liebe nichts sein soll als ein Wahn... Wenn zwei einander lieben, die nicht zueinander passen, so müßte ihre Verschiedenheit sich auch im Gespräch offenbaren. Ein gesprochenes Wort durchbricht die Grenzen der Gefühle und Gedanken. Es ist Tat... Ich erinnere mich einer großen leidvollen Liebe; der Liebe meiner Freundin Georgette, die sie bis an den Rand des Himmels und der Verzweiflung führte. Wenn sie sprachen, Georgette und Lucien, herrschte immer wunderbare Übereinstimmung zwischen ihnen. Das war stets erneute Bestätigung und Festigung ihrer Liebe. Sie waren gleich...«

»Die Liebe ist wie eine Krankheit, die nach immer in gleicher Weise auftretenden Symptomen fortschreitet. Es ist eine Art Bezauberung, der wir alle unterliegen, und wodurch die immer gleiche Gefühls- und Gedankenwelt erschlossen wird, ja, die jeden bis auf ein Haar die gleichen Worte finden läßt. Daß es zwischen Ihrer Freundin Georgette und Lucien so gewesen, ist nur ein Beweis für meine Theorie, nicht für die Echtheit ihrer Liebe! Die ständige Wiederkehr der gleichen Äußerungen ist, weshalb man so oft dazu

neigt, die Dichter des Mangels an Originalität anzuklagen. Aber wer von Liebe sprechen will, der kann es nur mit der für sie feststehenden Ausdrucksweise, sonst würde er nicht verstanden werden; und es liegt in der Natur der Sache, daß in Romanen und Liedern immer wieder die alte Geschichte aufgewärmt wird: Du hast mir ein neues Leben geschenkt! Du bist mir eine Heimat! Heimatlos war ich bisher. Und du bist mir Sicherheit, Zuflucht und Halt in allen Dingen. Du hilfst mir, ein anderer, ein besserer, ein vollkommenerer Mensch zu werden! Und wir sind nicht zwei Wesen, nein, wir sind eins in alle Ewigkeit.

Und ich kenne dich nicht erst seit heute. Ich kenne und liebe dich seit je. Vielleicht auf einem anderen Stern, in einem früheren Leben waren wir schon Mann und Frau...!«

»Es mißfällt mir, Pierre, wie kalt und sachlich Sie dies alles beleuchten und sezieren, als wären das Dinge wie alle übrigen, voll Nüchternheit - «

»Und da das Selbstbewußtsein mit unserem Leben und das Idol mit unserem Selbstbewußtsein untrennbar verbunden sind, spricht man: Ich kann ohne dich nicht leben! - Und kein Falsch kann ich vor dir haben. Du mußt mich ganz erkennen. Meine Brust möchte ich öffnen vor dir - so geht es fort.«

»Ich erinnere mich, daß Georgette das Bestreben hatte, Lucien ganz zu erkennen. Sie erwartete und forderte von ihm völlige Offenheit in allen Dingen. In diesem Punkt aber hat er ihr Widerstand entgegenge-

setzt, der schmerzlich war und den sie nicht zu überwinden vermochte.«

»Dann hat er nicht wahrhaftig geliebt! Wenn nur eine dieser Empfindungen fehlt, ist die Liebe nicht vollkommen, dann fehlt ihr etwas, dann ist sie keine Liebe. Gerade die Verwirklichung des Wunsches, von der geliebten Person ganz gekannt zu sein bis in den letzten Winkel der Seele, ist jedem, der wirklich liebt, eine unumstößliche Notwendigkeit! - Das alte Lied! Seit es Menschen gibt, ist es so gewesen, mehr oder weniger klar erfühlt. Aber dieses Gefühlsgut ist das Grundelement der Liebe immer und überall. Jeder Liebende gewinnt es in gleicher Weise; nicht weil der andere Teil es ihm eingibt, sondern einfach weil er liebt. Aber jeder glaubt, da er das gleiche Phänomen am anderen beobachtet, daß es die echte, große, einzige Liebe ist.«

»Wie erklären Sie, daß Lucien Georgette gegenüber oft kalt und abweisend war; dann nach Hause ging und ihr einen glühenden Brief schrieb, der alles übertraf, was er ihr je von Liebe persönlich gesagt hatte? Ein solcher Brief war für Georgette mehr als alles andere Beweis seiner großen Liebe. Er beglückte sie, und sie glaubte alle Widerstände und Hindernisse endlich überwunden. Glückbebend harrte sie dem nächsten Tag entgegen - Lucien aber war nicht anders als sonst...«

»Da haben Sie es ja! Lucien war in Liebe entbrannt zu einer Frau, die seinen Wünschen entsprach. Diese Frau hieß nicht Georgette. Es war aber auch

kein anderer körperlicher Mensch, er existierte gar nicht. Wenn Lucien allein war, beherrschte dieses durch keine reale Körperlichkeit gestörte Bild seine Phantasie, und er schrieb einen Brief voll heißer Liebe an diese Frau, und schickte ihn, da er keinen anderen Adressaten wußte, an Georgette. So kam sie zu Briefen, die gar nicht für sie bestimmt waren. Sobald aber Lucien wieder bei ihr weilte, wurde sein Idol durch Georgettes Anwesenheit gestört, und er war enttäuscht - das ist alles.«

»So hätte Lucien also nicht Georgette geliebt, sondern ein Phantom, ein Trugbild, etwas, das gar nicht vorhanden war...«

»So wie vielleicht auch Georgette in ihm ihr Idol liebte, nicht den Menschen Lucien...«

»Dann ist die ganze Liebe und alles, was daraus entspringt, ein Wahn, ein Irrsinn, eine Verrücktheit sonder gleichen...! Nein, Pierre, ich kann das nicht glauben! Ich kann das heute noch nicht glauben. Da stürzte ja alles zusammen, was auf Liebe gebaut ist, dieses höchste und wunderbarste aller Gefühle!«

»Das unverläßlichste aller Gefühle! Sie kommt und bleibt, auch wenn wir uns dagegen wehren; und sie geht ihrer Wege, auch wenn wir sie fesseln wollen...«

»Sie wollen meine Furcht vor der Liebe heilen, Pierre. Aber wenn man dieses Meer von Täuschung und Gefahr betrachtet, in das sich jeder stürzt, der liebt - man müßte die Liebe meiden lernen wie das Feuer!«

»Und doch lebt die Liebe in jedem von uns, verschwiegen, unterhalb des Bewußtseins. Nur die Sehnsucht steht uns im Herzen als Zeichen ihres Daseins und der Glaube an ihre Erfüllung.«

»Haben Sie mir nicht soeben diesen Glauben genommen?«

»Ich wollte Ihnen nur den Glauben an die Echtheit von Georgettes Liebe zu Lucien nehmen. - Wir müssen uns mit der Mangelhaftigkeit der Liebe abfinden, weil wir selbst mangelhaft beschaffen sind. Aber es ist so selten und wunderbar, völlig lieben und vertrauen zu können, daß man es tun soll wie und wann immer das Schicksal uns die Hand dazu bietet, wäre auch eine grausame Ernüchterung am Ende.«

»Wie aber, wenn man an dieser Ernüchterung zerbricht?«

»Menschen wie wir zerbrechen nicht.« »Es stört mich, daß Sie das Unnennbare mit Worten zu zeichnen versuchen! Ist damit nicht alles vernichtet, woran wir glaubten?«

»Was unnennbar ist, bleibt es. Kein Mensch vermag es zu zerstören. Aber wir dürfen vor keinem Weg zurückschrecken, der zu einer Erkenntnis führt.«

»Es scheint mir mehr als unzweckmäßig, die größte aller Gemeinschaften, die zwischen Mann und Frau, auf einen so trügerischen Boden zu stellen, wie es die Liebe ist. Welche sentimentale Verirrung zu meinen, die Liebe sei die wünschenswerteste Grundlage der Ehe! Wie, wenn zwei ihren Irrtum zu spät erkennen, wenn sie schon gebunden sind?«

»Was nützt die größte Liebe, wenn hinter ihr nicht ein ganzer Mensch steht mit aller Kraft, die aus einem reinen Herzen, und aller Güte, die aus dieser Kraft kommt! Begnadet ist, wer beizeiten erkennt, daß die Liebe allein nicht hinreicht, um diese Gemeinschaft durch das ganze Leben zu führen!«

»So liegt die Erfüllung im Verzicht -«

»Ja und nein.«

»Wie soll ich das verstehen?« »Vollendung liegt für uns nur innerhalb des Menschenmöglichen. Darüber hinaus zu streben ist sinnlos.«

»Was also ist die Vollendung unserer Liebe?«

»Auf das Idol zu verzichten und den lebendigen Menschen zum Idol zu erheben.«

(28) ***

BÄR ODER ICH !

Quelle: "Abenteuet am Strom" (1934)

Wie es beim Bären ist, der, hier meist ein harmloser pflanzenfressender Gesell, mir gutmütig nachäugt, wenn wir einander auf unseren Streifzügen begegnen, habe ich am eigenen Leib erfahren müssen.

Das war vor zwei Jahren. Wir waren am Strom gewesen und auf dem Heimweg über die Inseln. Plötzlich war mein Hund weg. Ich rief und pfiff. Er kam nicht. Auf einmal fällt es ihm ein, sich selbständig zu machen. Dann jagt er einer Fährte nach, stundenlang. Ich bin all die Jahre nicht imstande gewesen, ihm das abzugewöhnen. Anfangs war ich immer sehr in Sorge und hatte um seine Rückkehr gebangt. Er war aber jedesmal unversehrt wiedergekommen. So war' ich auch damals nicht beunruhigt.

Ich ging auf dem Steig, den ich vor nicht langer Zeit angelegt hatte. Er führt durch lichten Wald.

Da bewegte sich etwas vor mir. Erst war es wie eine große dunkle Kugel, rollte seltsam über den Boden hin, immer halb gedeckt durch den Unterwuchs. War es ein neues, unbekanntes Tier, das ich zum erstenmal sah? Rasch machte ich einige hohe Sätze vorwärts, um es besser zu sehen.

Oh, das war ja -

Aber die Erkenntnis kommt zu spät; denn im Busch neben mir ist plötzlich ein kurzer schnaubender

Brummlaut. Es rauscht und knackt, und das Dickicht springt auseinander vor einer mächtigen braunen Gestalt, die herausstürzt.

Ich sehe zwei grimmige Augen, die auf mich gerichtet sind, und weiße fletschende Zähne. Dann ist sie an mir. Ohnmächtig prallt der Speer an einen Knochen. Es war nicht Raum und Zeit genug, um ihm ganze Kraft zu geben.

Die Bärin brüllt auf in Schmerz und Wut, schlägt mühelos den Speer zu Boden.

Das alles ist nur ein Bruchteil des Augenblicks; aber Zeit genug für mich, um zurückzuspringen in zähes Gestrüpp. Ein Pfeil schnellt los-ins Leere. Dann ist der Feind heran mit geifernden Lefzen und grausamen, blutunterlaufenen Augen. Zurück!

Wo ist der Bogen?

Unter einem dumpfen Schlag zuckt meine Schulter. Warum lasse ich doch den Bogen fallen?! Den Bogen!! Der Bär hat ihn, zermalmt ihn mit den Zähnen...

Da ist ein Baum, ein starker. Hinter ihn gleite ich, wage nicht hervorzuschauen; stehe still, halte mich an der rauhen Borke. Wovon meine Hand so naß ist? Ach so, Blut; natürlich.

Von der linken Schulter rinnt es. Schmale rote Streifen ziehen sich über den Arm hinunter. Daß ich gar keine Schmerzen habe dabei! Es fließt ins dürre Laub unter mir, Tropfen für Tropfen: tak tak - tak tak - tak tak.

Prasselndes Geräusch ist plötzlich. Nun hat er mich gefunden. Der dicke dreieckige Kopf fährt mich an, um den Baum herum, und ich springe weiter; immer im Kreis. Da kann er nicht gut nach; immer im Kreis. Eine Waldrebenschlinge liegt auf dem Boden. Sie ist mir im Weg und ich muß sie jedesmal überspringen. Achtung auf die Schlinge! Wenn du hängenbleibst, hat er dich!

Nun dreht er um und kommt von der anderen Seite. Zurück! Immer im Kreis und wieder zurück und noch einmal! Immer zorniger wird er, setzt an zu großen Bogensprüngen, die ihn vom Baum entfernen, weil sie dem engen Kreis nicht folgen können. So gibt es immer wieder einen Atemzug lang Hoffnung. Wild brüllt er auf in ohnmächtiger Wut. Die warme Witterung von meinem Blut steigt ihm in die Nase und macht ihn toll.

Der Köcher baumelt an mir bei meinen verzweifelten Sprüngen, ist mir hinderlich. Ich will ihn wegwerfen. Er nützt mir nichts mehr. Zuerst aber nehme ich den großen Steindolch aus der Felltasche, für alle Fälle.

Ich halte ihn fest in der Rechten. Viel wird er mir nicht helfen. Ich löse den Gürtel und schleudere den Köcher von mir. Gleich hat ihn der Bär und reißt ihn in Fetzen, knackt die Pfeile ab.

Um den Baum ist ein roter Kreis; auf dem Laub, auf dem Kraut, auf dem Gras. Auch die Rinde ist blutig von meinen klammernden Händen. Jetzt schmerzt die Schulter. Wenn ich einen Augenblick still halte, weil ich nicht weiß, von welcher Seite der

Bär kommen wird, höre ich wie aus weiter Ferne mein Blut tropfen: tak tak-tak tak-tak tak

So kann er mich nicht fangen. Das sieht er nun ein. Aufgreifend und mit den Zähnen klappend erhebt er sich, umarmt den Baum und sucht mich mit den furchtbaren Krallen zu packen, die an die Rinde schlagen, einmal links, einmal rechts, handbreit vor meinem Gesicht, daß die Rindensplitter fliegen.

Nun geht es wieder rund um den Baum, der immer zwischen uns bleibt. Achtung auf die Schlinge! Dann findet der Bär ein neues Spiel. Plötzlich schnellt die Brante nach mir, und ich springe zur Seite. Da wendet er blitzschnell und schlägt mich von hinten, trifft wie hundert scharfe Klingen die Wunde auf meiner Schulter, daß ich aufschreie vor Schmerz.

Über Brust und Rücken rinnt es mir warm und klebrig in langen Bächen, über den Bauch, die Schenkel, die Füße. Um den Baum führt eine dicke rote Spritzspur.

So geht das Spiel weiter, einmal links, einmal rechts. Achtung! Sprung über die Schlinge, halt! Zurück! Sprung über die Schlinge, halt! Dann hält der Bär still, und seine Branten liegen regungslos am Stamm zu beiden Seiten. Ich habe Atempause.

Jäh grollt er wieder auf, und die Jagd beginnt von neuem. Am Baum ist ein breiter lichter Streifen, wo die Branten des Bären die Rinde abgeschlagen haben.

Der Schmerz in der Wunde hat nachgelassen. Aber das Blut rinnt unaufhaltbar, und mein fliegendes Herz treibt immer neue rote Wellen hervor.

Nun wartet er wieder. Ich atme rasch und tief, sehe über mich in den Baum. Dort kann ich nicht hinauf! In der Krone ist noch rötliches Licht von der sinkenden Sonne, das ganz langsam höher rückt. Bei mir ist schon Schatten.

Im Gebüsch nebenan singt ein Vogel wehmütig, leise, silbern.

Mein Blut rinnt. Einen Augenblick lang ist es grau vor meinen Augen.

Jetzt ist es aus, mein Lieber! Das ist das Ende. Weißt du, was das heißt?

Tot! Sterben!

Wie der Vogel singt! Wie licht der Himmel ist! Auf den letzten Zweigen ist noch Sonne. Jetzt singen auch andere, viele, rings in der Au. Es ist Abend.

Dann sind die Branten wieder da, unbarmherzig schlagend und Rinde splitternd. Sprung über die Schlinge - halt! Zurück, Sprung über die Schlinge, halt! Und noch einmal.

Einmal geht es vielleicht noch. Einmal. Dann - geht es wahrscheinlich nicht mehr. Ich habe ein Gefühl der Schwäche in den Beinen. Und doch ist mir irgendwie leichter.

Wieder greift die furchtbare Hand mit den vier schwarzen Messern nach mir.

Der Bär hält aus, der Bär hält aus! Soll das die ganze Nacht so weitergehen, bis morgen früh...?

Morgen früh lebe ich nicht mehr. –

Ich lehne den Kopf an die Rinde, die harte, rauhe. Ich bin am Ende.

Das Feuer daheim wird verlöschen –

Achtung auf die dunkle Brante, die am Stamme liegt! Achtung!

Nun zuckt sie wieder vor. Sprung über die Schlinge zurück –

Da ist ein neuer Ton im Abend; laut, wiederholt. Ein Hund, ja, ein Hund ist das; bellt, gibt Laut, ein Hund –

Das ist ja –

Das kann nur –

Prasselnd springt der Bär ab in der Richtung des Lautes. Ich bin plötzlich wieder ganz wach.

Das ist mein Hund! Er ist auf meiner Fährte nachgekommen. Er hat den Jungbären gefunden und verbellt ihn. Nun geht die Bärin an ihn!

Ich springe auf, breche ins Dickicht. Zweige schlagen an meine Wunden wie glühende Eisen. Weiter!

Jetzt ist die Bärin an meinem Hund! Noch gibt er Laut.

Senta! Zurück!

Senta! Hier!

Senta!

So schreie ich mit aller Kraft; brülle wie ein Vieh; wie ein Vieh...

Noch habe ich den Dolch in der Hand. Soll ich ihr zu Hilfe kommen?

Jetzt bricht der Laut ab.

Senta! Hier! Senta! Hier!

Senta!

Ich jage auf dem Steig dahin. Alle meine Kräfte sind wieder da. Ich schnelle vorwärts, leicht wie ein Hirsch, hinter dem die Wölfe sind.

Senta! Hier!

Hinter mir ist fliegendes Hecheln. Mein Hund kommt.

Wir laufen.

Mühsam überklettere ich Windwürfe. Die Wunde schmerzt. Allmählich werde ich müde...

Noch einmal durchs Wasser!

Dort ist mein Haus. Mein Haus! Oh –

Ich taumle zur Tür hinein; liege auf dem Boden mit jagenden Pulsen und fliegendem Atem –

Einmal noch raffte ich mich auf, nahm einen breitgeschlagenen Baumschwamm vom Brett und legte ihn auf die Wunde. Dann sank ich für lange Zeit auf mein Lager.

Tagelang war ich bewegungslos. Meine Wunde tobte. Das Feuer ging aus. Ich konnte kein neues machen, da ich zu schwach dazu war. Ich hungerte. Mühselig schleppte ich mich zum Vorratshaus, im Fieber. Später leckte mein Hund mir die Wunde. Ich war lange Zeit ungelenk. Die tiefen Narben am Oberarm und am Schulterblatt, die bis auf den Knochen gehen, sind mir geblieben. Aber heute macht es mir nichts mehr.

So hat mein Hund mich gerettet.

Seither trage ich auf allen meinen Wegen den starken Bärenspieß an einem Riemen auf dem Rücken und die Steinaxt im Gürtel. –

(1) ***

DAS DORF HAT IMMER RECHT

Quelle: "Wer die Heimat liebt" (film 1958)

Am andern Tag ist der Sonnleitner zum Waldhauser hinaufgestiegen, allein. Er will ihm berichten, was geschehen ist, er will mit ihm reden. Der Waldhauser hat einen scharfen Verstand. Vielleicht weiß er Rat und Hilfe...

Sie sitzen auf der Hüttenbank, und der Sonnleitner kann nur immer wieder den gesenkten Kopf schütteln.

"Ich versteh' es net, nein, ich versteh' es net ...", spricht er dann. "Niemandem hab' ich Unrecht getan, niemandem. Immer bin ich gut ausgekommen mit den Leuten, auch mit denen, die heut' gegen mich sind. Und was haben wir - was hat der Doktor dem Dorf Gutes getan! Er hat gespendet, immer gespendet, bei jeder passenden Gelegenheit: für die Feuerwehr, für die Kirche, für die Schule. Und Wildbret hat er verschenkt an das Altersheim, an die Gemeindearmen. Und jetzt sind alle gegen uns! Ich versteh' das net!"

Der Waldhauser sieht aus schmalen Augenschlitzen gegen den sonneatmenden Wald, pafft aus seiner Pfeife. Dann spricht er:

"Du hast dein ganzes Leben auf dem Land zugebracht, Sonnleitner, und verstehst das Dorf nicht? Hier ist ein Bauerngeschlecht mit dem anderen verbunden seit Jahrhunderten durch Freundschaft, durch Verwandtschaft. Und wenn sie ab und zu auch unter-

einander in Streit liegen: das ist so, wie wenn die Äste eines Baumes einander im Winde schlagen. Im Grunde wachsen sie doch aus demselben Stamm. Aber wenn es gegen einen Ortsfremden geht, dann müssen sie alle zusammenhalten."

"Wieso Ortsfremden? Ich bin neun Jahre in Fohnsbach..." "Du bist nicht hier geboren, und deine Eltern und Großeltern und Urgroßeltern auch nicht. Und vor allem: Du bist kein Bauer -"

"Ich hab' zwei Küh'..."

"Ja. Aber sie weiden nicht auf deinem eigenen Boden. Wer hier nur eine Kuh und zwei Joch Grund hat, der fühlt sich dir überlegen als Herr. Für die Leute aus Fohnsbach bist du nicht mehr als ein Knecht, der für seine Arbeit bezahlt wird, noch dazu ein Knecht aus einem anderen Dorf. Sie halten zusammen. Das ist ein Naturgesetz. Sie können nicht anders. Und wenn einer von ihnen ein Verbrechen beginge: Sie werden anderen gegenüber noch zu ihm halten, weil er einer der Ihren ist."

Ja, Sonnleitner, das mag richtig sein, was der Waldhauser da gesagt hat. Aber das hilft dir nicht!

"Bist du ein Bauernfeind, Waldhauser?"

"Hast mich ganz schlecht verstanden, wenn du das glaubst, Jakob! Wir dürfen deshalb den Bauern nicht böse sein, auch dem Graspointner nicht. Er untersteht dem Gesetz des Dorfes, und das Dorf behält immer recht, Sonnleitner, merk' dir das! Und wenn diese Verhältnisse uns seltsam und abwegig anmuten, so müssen wir doch darüber nachdenken, wie sie entstanden sind. Der Bauer beharrt im Hergebrachten. Er

muß es tun, wenn er bestehen will. Und er ist mißtrauisch geworden, weil seine Existenz ständig bedroht ist durch Gewalten, denen der Mensch in der Stadt oder in anderen Berufen sich zu entziehen wußte. Der Bauer ist immer gefährdet, weil er in der Natur und von der Natur lebt. Nun kommt ein Fremder ins Dorf, einer von draußen, aus der anderen Welt, die der Bauer nicht versteht und die den Bauern nicht versteht. Weiß man denn, was für einer es ist, was in ihm steckt? Nein, das weiß man nicht. Man ist vorsichtig, und keiner der alteingesessenen Bauern wird ihm eine Tochter zur Frau geben. Sie verheiraten ihre Kinder untereinander, weil die Familien einander kennen. Man weiß genau, was sich zugetragen hat in den letzten zweihundert Jahren, welche Kräfte lebendig sind in diesem und jenem Geschlecht -"

"Ja", fährt der Sonnleitner auf, "man weiß auch Übles von diesem oder jenem Bauerngeschlecht, und dennoch verheiraten sie ihre Kinder ohne Rücksicht darauf, wenn nur Besitz zu Besitz kommt..."

"In der Vorzeit wurden Übeltäter und Minderwertige aus der Dorfgemeinschaft ausgestoßen. Heute ist das alte, lebenerhaltende Gesetz der Auslese vergessen, der starre Brauch ist geblieben, wenn auch ohne tieferen Sinn. Auch die Frage nach dem Besitz war einst eine Frage nach dem menschlichen Wert. Wenn einer fähig war, den Urwald zu roden, ihm Fruchtbarkeit abzuringen und darüber hinaus noch seinen Grund und Boden, seinen Hof mit der Waffe in der Hand zu behaupten, so bewies er damit, daß er ein

tüchtiger Mann war, dem man vertrauen und daher auch eine Tochter zur Frau geben konnte. Einer, der nichts besaß, weder Haus noch Hof noch Boden, der bewies damit seine Untüchtigkeit. Man sah ihn als minderwertig an und lehnte ihn ab."

Er wendet sich dem Sonnleitner zu, sieht ihm in die Augen.

"Schau, Jakob! Ich weiß es ganz sicher, daß dich keine Schuld trifft, daß du das Opfer deiner Pflichttreue und waidmännischen Dienstauffassung bist. Aber du kannst dich nicht auflehnen gegen das uralte Gesetz des Dorfes, dessen Wurzeln zwar vergessen sind, das aber doch noch unterbewußt wirksam ist. Du bist dorffremd, du hast weder Boden noch Vieh. Und man legt dir den Tod eines Bauernsohnes zur Last, eines Besitzenden also, wenn es sich auch um einen Sohn vom Hochegger handelt. Aber noch hat er etwas, noch sitzt er auf seinem Hof, noch ist er Bauer, und das Dorfgewissen muß für ihn aufstehen, verstehst du mich? Es gibt keine höhere Instanz."

Der Sonnleitner nickt nur. Ja, der Waldhauser hat recht, zweifellos. Über alle diese Zusammenhänge hat der Jäger selbst oft genug nachgedacht. Und so wird wohl nichts anderes übrigbleiben, als dem Urteil des allmächtigen und unfehlbaren Dorfgerichtes sich zu unterordnen...

"Was soll ich tun, Waldhauser?"

Der Alte weiß die Antwort längst, aber er läßt sich Zeit. "Gehen, Jakob!"

(16) **

DER KRIEG FRISST DIE BESTEN

Quelle: "Die Leute von Arauli" (1976)

Im Krieg ist alles einfach. Man kann sich orientieren. Der Mensch neben dir ist entweder ein Kerl oder ein Schweinehund. Das ist deutlich zu erkennen und unverwechselbar. Alle Lebensprobleme schrumpfen zusammen, alles ist wunderbar unkompliziert. Umbringen oder umgebracht werden. Fressen oder hungern. Trocken oder naß sein. Frieren oder warm haben. Damit hat es sich. Auch das Sterben ist einfach. Wenn es schnell geht, so ist es gut.

Der Krieg verändert grotesk die Lebensweise der Menschen. Sie leben unter der Erde, sind dreckig, unrasiert und zerlumpt. Sie trinken Schnaps aus leeren Patronenhülsen der leichten Flak und essen aus Geschirr, das aus dem Metall abgeschossener Flugzeuge hergestellt ist.

Man schläft manchmal nur vier Stunden, man schanzt, man wacht, friert, hungert, wird naß und wieder trocken. Man kocht Wasser ab, das schon von Natur aus Teefarbe hat.

Nach vielen Tagen der Ruhe kommt plötzlich eine Nacht, in der es pausenlos Bomben regnet und die Erde in schwingende Bewegung gerät. Weiß Gott, wer die gut getarnte Bunkerstellung verraten hat! Es ist nicht lustig, wenn man glühende kleine Splitter mit einem hohen Pfeifen vor den Augen vorbeiflitzen

sieht, ehe man ein Loch gefunden hat, in das man sich hineinwerfen kann. Man braucht einen Spürsinn für die Gefahr. Mancher hat ihn, mancher entwickelt ihn, andere erwerben ihn nie. Sie sind schlecht dran. Kurze Leitung, offene Augen und Ohren und einen wachen sechsten Sinn, dann kommt man durch. Vielleicht...

Die nicht Wache schieben müssen, haben es gut. Im Bunker stinkt es zwar, aber es stinkt warm. Und wenn die Einschläge zehnmal die Lichter ausblasen, so entzündet man sie zehnmal wieder.

Hier gibt es keine Phrasen. Hier verblaßt der Dünkel. Hier ersterben alle Einbildungen und Anmaßungen. Hier gilt nur der Mensch.

Sie müssen die Bunkerstellung verlassen und werden nach vorn gezogen. Schade! Es war so gemütlich! Das völlig kahle, schluchtige Gelände ist von Panzergräben durchzogen. Der Feind setzt ihnen härtesten Widerstand entgegen. Jede Höhenrippe muß einzeln erkämpft werden. Überall ausgebaute Feldstellungen, Bunker, eingegrabene Panzer, bewegliche Panzer...

Die Kompanie Ravilla steht vier Tage und vier Nächte ununterbrochen im Gefecht. Sie gehen vor und wieder zurück. Jede Bewegung ist ein Wettlauf mit dem Tod. Ständiges Kopfeinziehen und Sich-in-den-Dreck-Werfen. Gibt es noch andere Möglichkeiten, sich zu bewegen? Die Verpflegung bleibt aus.

Nicht denken! Denken macht knieweich. Wer sich in Träume an zu Hause verliert, taugt nicht mehr zum

Kämpfen. Aber das hier ist überhaupt nur zu ertragen wenn man an die zu Hause denkt...

Einschläge ringsum. Dieser ganze Wahnsinn erscheint wie ein schlechter Witz, ein Film, den anzusehen einen ekelt, ein Buch, das man wütend in den Winkel schmeißt. Und doch ist alles Wirklichkeit, die sich nicht wegtun läßt.

Sintflut aus Dreck und Blut. Sie sehen aus wie Lehmmänner. Granaten schwirren. Sie sitzen vornübergebeugt in ihren Erdlöchern und sind auf alles gefaßt. Noch leben sie. Der Kompaniechef ist gefallen. Noch immer keine warme Verpflegung. Die Sehnsüchte sind totgefroren. Wachbleiben! Achtsam sein! Es könnte sonst das Leben kosten, dieses erbärmliche Leben!

Du hast ein Ding in den Bauch erwischt, mein Junge. Ausschuß wie eine Untertasse. Beiß die Zähne zusammen und halte dich ruhig, dann kommst du vielleicht durch.

Noch eine Nacht. Drüben brennt ein Dorf. Prachtvolle Szenerie. Drei Kopfschüsse. Was aus den Ärmeln blickt, sieht aus wie Mumienhände. Die Füße zählen beinahe nicht mehr.

Sie haben einen Bunker in den Löß gegraben. Sie sind zu viert. Einer schnarcht. Der zweite zieht Fotos hervor, spricht leise mit ihnen. Einer schreibt. Wozu? Der vierte stiert vor sich hin. Stumpf warten sie. Angeblich helfen heute die Panzer...

Einer raucht. Man merkt, wie er genießt. Genuß? Götze der Zivilisation. Keiner hat ein Recht auf

Genuß. Keiner hat ein Recht auf Leben. Aber wenn man sich vorstellt, daß es vielleicht die letzte Zigarette ist, so hat noch nie eine so gut geschmeckt...

»Ich fürchte, ich fange an, ein schlechter Soldat zu werden«, sagte Elio zu Raud.

»Woran erkennt man das?«

»Ich denke nach.«

»Damit ist noch nichts gegen das Soldatentum gesagt.«

»Nein, aber gegen den Krieg.«

»Ich kenne das. Solange es bumst, hat man keine Zeit zum Denken. Liegt man in Ruhe, so kommen die Skrupel.«

»Wenn ein Erdbeben eine Stadt vernichtet, so ist es ein Elementarereignis, unberechenbare, zerstörerische Laune einer blinden, stumpfen Naturgewalt. Nirgends wirkt menschliche Absicht, niemand ist schuld. Die Toten sind tot, und die Überlebenden haben Glück gehabt und bauen die Häuser wieder auf. Was aber ist der Krieg?«

Raud sah Elio an, und sein Blick war hell und hart wie Stahl. Dann wandte er den schmalen Kopf, blickte aus dem Fenster in die Weite der Landschaft. »Es ist im Einzelfall immer sehr schwer, das große Gesetz in diesem Sterben zu sehen.«

»Wie ist es im Allgemeinfall? Ist der Krieg ein unabwendbares, notwendiges Elementarereignis, damit die uferlose Vermehrung der Menschheit eingedämmt wird, einer Menschheit, die der Natur fast

alle Ordnungsgewalten aus den Händen gewunden hat: Hunger, Seuchen, Wintersnot...«

»Es ist auch schon Krieg gewesen, als es noch Hunger, Seuchen und Wintersnot gab. Und eine einzige Mainacht ersetzt die Verluste eines Krieges. Er kann demnach als Regulativ nicht gerechtfertigt werden. Er ist auch kein Naturereignis. Denn die ordnende Naturgewalt tötet nur, was sterben soll, und sie läßt überleben, was leben soll - vom blinden Wüten der Elemente wie Erdbeben oder Sturmflut einmal abgesehen. Der Krieg könnte als notwendig und nützlich gelten, wenn er die Welt von den Lumpen befreite, den Neidern, den Hassern, den Boshaften und Niedrigen, oder von den Unglücklichen, die Schmerzen leiden und denen nicht geholfen werden kann. Das tut er aber nicht. Der Krieg frißt die Jungen, die Gesunden, die Starken, die Tapferen, und das ist das Hassenswerte daran.«

»Der Krieg frißt alle. Er macht keine Unterschiede. Wir haben das gesehen.«

»Im Einzelfall, ja. Im großen Durchschnitt, nein. Im Kampf ist der geistig und charakterlich Begabte mehr gefährdet als der Unbegabte. Der Idealist ist bereit, sich aufzuopfern. Er neigt eher zur Tapferkeit als der andere. Der charakterlich Starke erachtet es als seine Aufgabe, beispielhaft zu wagen, sich peiszugeben, sein Leben einzusetzen. Der Begabte hat Führungseigenschaften und muß daher dem Tod als erster gegenübertreten. Das bedeutet, daß in allen Kriegen auf allen Seiten die Wertvolleren den höheren

Blutzoll zu bezahlen haben. Der Krieg dezimiert die Eliten. Er senkt das menschliche und damit das kulturelle Niveau jedes Volkes. Die aus dem Krieg nicht zurückkehren, sind meist junge, gesunde Menschen gewesen, die noch nicht Gelegenheit hatten, Väter zu werden. Ihre Erbströme sind abgeschnitten. Ihre Begabungen wurden nicht weitergereicht.«

»Wenn das so ist, dann ist der Krieg ein Unding, eine Sünde wider alles, was gut und rein und edel ist; dann ist der Krieg die schamloseste Gotteslästerung, die es gibt!«

Raud antwortete nicht. Schweigend sah er Elio an und nickte langsam und nachdenklich mit dem Kopf.

»Raud!« Elio schrie es beinahe. »Wie kommt es dann, daß aus der Gotteslästerung höchste menschliche Eigenschaften erwachsen: Treue, Tapferkeit, Kameradschaft, Verantwortung, Aufopferung...? Dienen wir mit ethischen Werten einem unethischen Popanz?«

»Der Urkampf der Primitiven war eine moralische Einrichtung mit dem Ziel der positiven Auslese, das bedeutet Adelung des einzelnen und Höherentwicklung der Gesellschaft. Er stand im Dienste des Lebens. Es ging um Dinge, welche die Erhaltung des Daseins sicherten: Wohnhöhle und Jagdgrund, Weib und Beute, Haus und Acker, Gattin, Kinder, das eigene Leben in Freiheit. Der Kampf mußte daher als heilige Verpflichtung und hehre Aufgabe erscheinen. Es war ein Kampf Mann gegen Mann, mit Fäusten und Füßen, mit der lebendigen Kraft der Leiber.

Der Tapfere ist immer besser als der Feige, der Lebensstarke gütiger als der Lebensschwache, der Sieger wahrhaftiger als der Unterlegene. Der Neid, die Hinterlist, die Bosheit werden von den Feiglingen in die Welt getragen, von den Erbärmlichen, von den Schlechtweggekommenen. Ein Kampf, der sie überwand, war ein sittlicher Kampf, ein Sieg des gesunden reinen Lebens. So mußten auch alle Eigenschaften, die den Sieg verbürgten, als edel und verehrungswürdig erscheinen. Daraus entwickelte der Mensch jene Werte, die als soldatische Tugenden gelten: Tapferkeit, Ritterlichkeit, Kameradschaft. Es war also zu verstehen, daß man den Sieger ehrte und bekränzte.

Aber von der Stunde an, da die Gehirnentwicklung den Menschen befähigte, zum erstenmal einen Stein vom Boden aufzuheben und ihn aus dem Hinterhalt gegen einen Feind zu schleudern, verlor der Kampf seinen sittlichen Wert. Von da an tötete der Schwache den Starken, der Feige den Tapferen, der Schlechtere den Besseren. Der Kampf hatte seine auslesende Wirkung verloren, er hatte aufgehört, eine moralische Einrichtung zu sein. Vom Stein bis zur Tausendpfundbombe ist es nur ein Schritt. Der Unterschied liegt bloß im Quantitativen. Das Schicksal des modernen Soldaten wird heute weniger durch menschliche Qualitäten entschieden als durch die Fortentwicklung der Maschine. Ja man könnte einen dressierten Schimpansen ans MG setzen, damit er durch einen Fingerdruck hundert Menschenleben auslöscht.«

»Und immer noch halten unsere Besten die soldatische Moral hoch und unterwerfen sich ihr.«

»Und beißen zuerst ins Gras!«

»Das sagst du, Raud, der beste Soldat der Division? Warum bist du es dann?«

»Ist dir die Bedeutung des Soldateneides bewußt?«

»Können durch einen Eid, den viele gezwungen oder im Zustand einer Massenpsychose ablegen, grundlegende Erkenntnisse ausgelöscht werden?«

»Nein. Es gibt indes andere Erkenntnisse, die den Eid rechtfertigen.«

»Welche?«

»Darüber sprechen wir ein andermal.«

(20) ***

DAS LEBEN –EIN SPIEL?

Quelle: "Abenteuer am Strom " (1934)

Ich vermag nicht daran zu zweifeln, daß all die Willkür und Planlosigkeit, diese Unberechenbarkeit, dieses Durcheinander von tausend Geschöpfen und tausend Geschehen, das den Blick verwirrt, der sich erstmals in die Natur versenkt, doch nur scheinbar sind; daß alles in der Natur wohl geordnet ist bis ins kleinste, und keines tut und keinem geschieht, was ihm nicht gebührt; daß das Schicksal der Lebenden in Ruhe und Folgerichtigkeit seinen Weg geht, jetzt wie am Anfang der Welt; und daß sich zuletzt ein Punkt der Betrachtung finden lassen muß, von dem aus alles klar wird.

Zuerst ist da eines, das allem Lebenden zugrunde liegt und alles beherrscht, was ist; unerläßliche Forderung und ehernes Gesetz: Arbeit. Das wird mir wunderbar klar, wohin immer ich schaue, bei jedem Tier, bei jeder Pflanze.

Oft sehe ich dem Buntspecht zu, der an den alten Bäumen ober meinem Haus umherturnt. Sein Leben ist Bewegung und Mühe von früh bis spät. Und die Meisen, die Kleiber und die Baumläufer! Im ersten Morgengrauen sind sie da. Mit leisem Piepsen durchflattern sie die Baumkronen, untersuchen jedes zusammengerollte Blatt, finden jeden Kerf im Rindenmoos und jedes Insektenei, das in der Knospe

schlummert. Da ist viel Mühe um ein wenig Nahrung. Wie die Fischlein spielen in der grünen Tiefe! Das ist ein Drängen und Jagen, Steigen und Fallen, Wenden und blitzschnelles Dahinschießen durch das Wasserkraut. Kindisches Tändeln scheint es, ohne Sinn und Zweck, Spiel mit dem Sonnenstrahl, eitel Freude am Leben im kühlen Naß. Aber das ist es alles nicht. Da ist nur Suchen und Spähen und Warten auf den Nahrungsbrocken. Ich sehe den Hecht im Schilf stehen, regungslos wie ein Stück Holz, das graugrün gefärbt ist von Schlamm und Algen. Auch das ist eine Leistung. Nur die Schwanzflosse hält er in leiser Bewegung, um in der gleichen Lage zu bleiben. Geduldig wartet er, stundenlang, bis ein junges Fischlein oder ein fürwitziger Frosch sich in seine Nähe verirrt. Dann wird das morsche Holz plötzlich lebendig, schießt vor wie ein grauer Blitz. Ein furchtbarer Rachen schließt sich über dem Opfer, und der Hecht verschwindet im Röhricht, um an einer anderen Stelle sein Tagewerk fortzusetzen mit Geschick, Geduld und Beherrschung seiner selbst. Und wie groß ist die Arbeit jener, die in der Erde wühlen und Gänge graben! Da ist die kleine Waldmaus, die sich unter der Laubdecke im duftenden Humus ihre weithin streichenden Röhren gräbt. Welch gewaltige Arbeit für ein so kleines Tier! Eifrig ist sie unterwegs, um Nahrung zu suchen, bei Tag und bei Nacht. Im Herbst trägt sie Samenkörner und Pflanzenzwiebeln zusammen, häuft sie in ihrer grasgepolsterten Wohnung als Vorrat für den bösen Winter. Nicht bei allen Tieren tritt die

Leistung so deutlich in Erscheinung. Trotzdem ist Arbeit der Grundzug ihres Wesens und ihres Daseins; denn jedes Tier muß sich regen, um leben zu können.

Liegt nicht auch im Sprießen und Wachsen der Pflanzen ein großes Schaffen? Da senken sich die Wurzeln suchend in die Erde, wenden sich nach den nahrungsreichen Stellen wie fühlende Wesen, zersetzen den Boden mit ihren Säften, lösen darin die nährenden Stoffe und saugen sie in sich auf mit dem Wasser, das emporsteigt bis in die Blätter. Die Blätter aber fangen Sonnenlicht und Luft, vermengen beides mit dem Wasser, das von unten kommt, und erzeugen daraus Nahrung. So wächst der mächtige Baum, der Jahrhunderte überdauert, aus dem Samenkorn, das ein winziger Käfer vernichten kann.

Auch hier ist Arbeit; denn nur durch Arbeit kann Neues entstehen, nur durch Arbeit kann Großes werden aus Kleinem, und wäre es nur die Arbeit der Zellen. Auch die Zelle ist ein lebendes Wesen.

So ist Mühen, Sorgen und Schaffen; Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit in allem, wohin man blickt in der Natur. Vor jedes Körnchen, Tröpfchen, Klümpchen Nahrung hat die Natur die Mühe gesetzt. Mühe ist der Preis des Lebens. Wer sie nicht auf sich nimmt, verdient das Leben nicht. Wer nicht arbeitet, muß sterben Arbeit ist demnach nicht das Ergebnis, sondern die Voraussetzung des Lebens. Jedes Werden und Wachsen, jede Veränderung und Umwandlung des Stoffes ist Leistung; innere und äußere, unbewußte und bewußte Leistung; Arbeit des Leibes, des Geistes

und der Seele. Arbeit ist ein Element, das entstand, als erstmals tote Masse in lebenden Stoff sich verwandelte; ein Element, das alles durchdringt, was lebt, und auf den Höhen der Entwicklung sich auswirkt als werktätiges Schaffen.

Arbeit ist das Element des Lebens. Mehr noch! Arbeit und Leben sind eines und dasselbe, und es bedürfte für die Arbeit an sich keines besonderen Namens!

(1) ***

DIE FRAU IM GLETSCHER

Quelle: "Im Banne der Berge" (1955)

Der Perner sollte die zwei Herren aufs Wiesbachhorn führen. Sie brachen zeitig auf. Die Frauen wollten die Tour nicht mitmachen, aber sie begleiteten die Männer ein Stück. Der Bergmorgen war so herrlich wie schon lange nicht. Schweigend glitten sie dahin: Kurz vor dem Mittleren Bärenkopf schnallten sie die Skier ab, weil der Grat ausgeapert war. Auf dem Bärenkopf blieben die beiden Frauen zurück. Sie sahen den Männern eine Weile nach, dann kehrten sie um.

Aber sie folgten nicht dem Grat. Um den Weg abzukürzen, querten sie in den vergletscherten Südostabfall des Bärenkopfes.

»Ist es nicht gefährlich, über den Gletscher zu gehen?« fragte Frau Rudolf.

»Der Schnee ist doch steinhart gefroren, was kann denn da passieren?« beruhigte Anita. Sie gingen, die Skier geschultert. Anita schritt voraus. Frau Rudolf folgte ihr in kurzer Entfernung, den Blick auf den Schnee gerichtet: Als sie einmal aufsah, war Anita nicht mehr da. Wie war das möglich? Wo war sie denn geblieben? Die Frau blickte um sich, verständnislos und plötzlich von einem Grauen erfaßt. Anita war nirgends zu sehen.

Aber da waren doch ihre Fußstapfen, und dort ... Ja, dort endeten sie bei einem kreisrunden Loch im Schnee, das in eine grünliche Dunkelheit hinunterführte.

Entsetzt lief die Frau zurück, erreichte keuchend den Bärenkopf, rief nach den drei Männern, winkte, schrie um Hilfe. Sie kehrten sogleich um, und Frau Rudolf berichtete in größter Hast, was geschehen war.

Von hier oben übersah man die Lage. Man erkannte die Fußspuren der Frauen, die gerade auf eine Stelle des Gletschers zuführten, wo der Schnee deutlich durchhing und einen dunklen Schimmer aufwies. Jeder erfahrene Bergsteiger mußte dort eine Spalte vermuten!

Sie eilten hinunter. Menschen, die in Gletscherspalten stürzen, erfrieren meistens, ehe man ihnen Hilfe bringen kann. Hier aber konnte das Rettungswerk sofort beginnen, und man durfte hoffen, die Verunglückte noch rechtzeitig zu bergen!

An doppelter Sicherung über Schulter und Eishaken seilten sie den Toni in die Spalte ab. In zwanzig Metern Tiefe konnte er seine Füße auf eine Schneebrücke setzen. Von Anita war nichts zu sehen. Im Schnee aber war ein großes Loch, das in die Tiefe führte. Zweifellos hatte der herabstürzende Körper Anitas die Brücke durchbrochen und war noch tiefer gefallen.

Aber das Seil war nur zwanzig Meter lang. Da auf sein Rufen keine Antwort kam, ließ der Perner sich wieder hochziehen. Rudolf blieb an der Unglücks-

stelle zurück, um etwaige Lebensäußerungen der Abgestürzten zu beobachten. Die anderen eilten zur Hütte, um ein längeres Seil und anderes Rettungsgerät zu holen. Einige Bergsteiger, die auf der Hütte weilten, schlossen sich ihnen als Helfer an. Der Perner wurde noch einmal abgeseilt, mit einer Karbidlampe und Fackeln versehen. Er durchkroch das Loch in der Schneebrücke und sank bis auf den finsteren Grund der Spalte, fünfunddreißig Meter tief. Er leuchtete alle Winkel ab, er suchte im Firn. Aber von Anita fand sich keine Spur.

Rudolf hatte sich inzwischen auf die Schneebrücke abseilen lassen, er stellte von dort die Rufverbindung mit Toni her. Dumpf hallte Tonis Stimme aus der Tiefe. »Ich kann sie nicht finden!«

Ohne Ergebnis kehrte er auf die Brücke zurück. Man stand vor einem Rätsel. Hatte der Gletscher das Menschenkind verschlungen?

Sie konnten es nicht glauben. Nach dem Perner ließ Brausewetter sich auf den Grund der Spalte hinunter, suchte auf und ab, mit dem gleichen Mißerfolg. Es war unheimlich. Wo war Anita? War sie wirklich in diese Spalte gestürzt? Sie befragten noch einmal Rudolfs Frau, ob sie es denn sicher mit eigenen Augen gesehen habe...

Das nicht, sagte die Frau unsicher. Sie habe vor sich auf den Weg geschaut, und auf einmal sei Anita verschwunden gewesen.

Daß die Abstürzende aber nicht zum mindesten einen Schrei ausgestoßen hatte! Der Abgrund hatte

sich aufgetan, hatte sie verschlungen, blitzartig und völlig lautlos.

Erst in der Dunkelheit kehrten sie in die Hütte zurück. Schweigend saßen sie um den Tisch. Keiner mochte etwas essen. Wo war Anita?

Wenn einer stirbt, so ist er - für eine kurze Zeitspanne wenigstens - doch noch körperlich vorhanden, wenn auch tot. Anita aber war nicht vorhanden. Sie war einfach weg, ausgelöscht,, spurlos verschwunden von einem Augenblick zum anderen...

Würde der Gletscher sein Opfer in seinem gläsernen Sarg gefangenhalten, zwanzig; fünfzig, hundert Jahre, um es dereinst an seinem Ende auszuwerfen, unverwest, zu einer Zeit, wo von den heute Lebenden keine Spur mehr zu finden war über oder unter der Erde?

Sooft die Tür aufging, wandten alle den Kopf. Alle meinten, das Mädchen müsse jetzt hereinkommen, jugendfroh, frisch und lebendig; die Bretter geschultert und den Schnee von den Schuhen stampfend. Und spätnachts noch war der Perner drauf und dran, vor die Hütte zu treten und zu rufen: Kommen Sie doch, Anita, machen Sie uns nicht so viel Sorgen!

Noch in derselben Nacht kamen Rettungsmänner aus Zell am See herauf. Sie durchsuchten die Spalte, so wie es schon am Vortag geschehen war, aber auch sie fanden keine Spur von der Abgestürzten. Bis einer auf den Gedanken kam, die auf der Schneebrücke liegenden Schneemassen zu durchsuchen. Man seilte eine Spitzhaue ab. Schon nach wenigen Pickelhieben

kam eine. Hand zum Vorschein, ein Arm ... Der durch den Einbruch gelockerte Schnee war hinter Anita nachgestürzt und hatte sie zugedeckt. Sie war erfroren. Neben ihr lagen ihre Skier.

(8) **

G-MOLL - PHANTASIE

Quelle: "Der Förster vom Silberwald" (film 1958)

Sie haben die Kiste aufgeladen und ziehen das Wägelchen hinter sich her, nebeneinander, wie brave Kinder, der alte Kajetan und die blutjunge Elisabeth.

Als sie an der Kirche vorbeikommen, dringt Orgelspiel heraus.. Ist denn jetzt Gottesdienst? Nein, das nicht. Aber es spielt jemand. Und er spielt gut. Ja, er spielt meisterhaft.

"Wer spielt denn da?"

Der Kajetan weiß es natürlich, aber er sagt es nicht, der alte Fuchs. Und es scheint, als wüßte er von verborgen und geheimnisvoll wirkenden Kräften und Dingen mehr, als die Liesl und der Orgelspieler sich vorerst noch träumen lassen...

Er lächelt verschmitzt vor sich hin und wischt sich den Bart.

"Weiß nicht, wer da spielt", meint er, "kann's mir nicht denken, Fräulein Liesl." Er dreht den Kopf weg und schaut einmal ganz weit hinauf in die Berge, weil er mit den Augen blinzeln und das alte Gesicht verziehen muß vor hinterhältiger Freude...

"Das interessiert mich", sagt Elisabeth, "ich bin gleich wieder da!" Damit schreitet sie die Stufen hinauf, öffnet die schwere Kirchentür und tritt ein.

Der Kajetan blinzelt noch. Er grinst übers ganze Gesicht. Jetzt darf er es. Niemand ist da, der ihn sieht.

"Überall muß sie ihre Nase hineinstecken!" quengelt er. Damit steckt er seine große rote Nase in ein großes rotes Taschentuch und schneuzt sich so kräftig, wie er nur kann.

Die Kirche ist leer. Nein, sie ist angefüllt bis in alle Winkel und Wölbungen von diesem gewaltigen Orgelklang, der tausendfach gebrochen und dennoch wie ein einziger brausender Strom über Elisabeth zusammenschlägt.

Wer spielt da? Man sieht ihn nicht.

Man muß sich die eng gewundene finstere Steintreppe hinaufschlängeln. Man muß die Empore erklimmen.

Da sitzt ein Mann und spielt. Gerold ist es. Ist das wirklich Gerold? Natürlich, wer sonst?

Elisabeth steht eine Weile ohne Regung. Sie läßt den Blick nicht von diesem Mannesgesicht, das ihr neu ist unter diesem Ernst, unter der Anspannung des Spiels, in der Hingabe an die Gewalt der Musik.

Spielt er? Es spielt, er ist nur Werkzeug. Er greift die Tasten, aber die Musik hat nach ihm gegriffen, hat ihn gefaßt und läßt ihn nicht. Und die Musik erfaßt auch sie, Elisabeth, so daß sie mit kleinen lautlosen Schritten näherkommen muß, allmählich, ohne es zu wissen, ohne es zu wollen, und plötzlich dicht neben ihm steht.

Das weckt ihn. Das reißt ihn aus der Verzauberung. Und jäh löst er Hände und Füße vom Instrument, blickt auf.

Sieht in dieses weiche Mädchengesicht, das mit glänzenden Augen vor ihm steht, die feuchten Lippen geöffnet wie ein staunendes Kind. Sie schweigen einander an, eine kleine Weile.

"War das nicht Bach?" fragt das Mädchen endlich.

Er wendet sich wieder dem Instrument zu, sieht auf die Tasten.

"Ja, die G-Moll-Phantasie!"

"Wo haben Sie so spielen gelernt?"

"Ach", er sieht geradeaus in die Dämmerung des Kirchenschiffs. "In einem anderen Leben."

Plötzlich greift die Musik wieder nach ihm, reißt ihm die Hände auf die Tasten, und das Spiel löst ihn aus der Bindung des Augenblicks, so daß er alles vergißt, das Mädchen, Zeit und Raum und sich selbst.

Spiel nur, Gerold, es ist das letzte, das dir blieb aus einer vergangenen Zeit! Spiel nur, die Musik gibt dir alles wieder! Das Haus, den Hof, die Wälder, die dir Heimat waren! Ritt durch den dampfenden Morgen, am Teich, am Acker, am Vorwerk vorbei, und immer auf eigenem Grund. Und Brüder und Schwestern und Mutter und Vater. Vater, der dir zum erstenmal die weichen runden Kinderhände auf die Tasten legte und dich musizieren lehrte. Spiel, spiel, spiel, und sei glücklich!

Hör auf, Gerold, es ist doch alles umsonst! Haus und Hof und Heimat - alles verloren auf Nimmer-

wiederkehr! Vater und Mutter, Brüder und Schwestern, alle tot! Hör auf, und mach den Deckel zu, die Musik zwingt das Verlorene nicht zurück, sie hilft dir nicht, sie höhlt dich nur aus, sie macht dich trunken, sie macht dich taumeln, wo du doch mit beiden Füßen fest auf dem Boden der Welt stehen mußt, dieser anderen Welt, dieser harten, dieser fremden...

Mach Schluß!

Der letzte Orgelton verzittert in den Spitzgewölben. Wo ist das Mädchen hin?

"Elisabeth!" ruft Gerold. Er steht auf, geht mit schnellen Schritten an die Brüstung, viel zu schnell für eine Kirche, viel zu laut.

"Elisabeth!" Viel zu laut."

Nur der Widerhall antwortet ihm.

(12) *

OSTWIND

Quelle: "Schwer ein Mensch zu sein" (1981)

"Welch eine Tragik, Kwiatkowski! Anstatt die gemeinsamen Ursprünge, die Notwendigkeit friedlichen Zusammenlebens auf dem engen. europäischen Raum zu erkennen, hat man einander jahrhundertelang befehdet, und Tausende wertvolle junge Menschenleben blieben auf der Strecke. Glauben Sie nicht, daß sie uns bitter fehlen werden, wenn Europa das Hochkommen der Unterwelt verhindern will?"

"Es bleibt nur abzuwägen", Smola war es, der scharf einfiel, "ob die Ansprüche Polens auf den Westen oder die Arroganz der Deutschen größere Berechtigung haben."

"Mir scheint, die Polen wollen immer mehr als sie können", sagte ich.

"So wie die Deutschen!" konterte Smola.

Kwiatkowski lächelte nur: "Noch eine Ähnlichkeit mehr zwischen beiden..."

"Und was wollen Sie überhaupt mit solchen alten Geschichten, Kwiatkowski? Diese Landkarte ist eine Fälschung, da gibt es gar keinen Zweifel! Für mich gilt, was Sie auch wissen dürften: daß Polen einst nicht nur das sogenannte Ostpreußen, sondern auch Schlesien, Thorn und Danzig umfaßte -"

"Gewiß, Smola, das weiß ich ganz genau; von 1793 bis 1807 also ganze vierzehn Jahre." "Schon unser großer Boleslaw Chrobry hat im zehnten Jahrhundert Pommern, Danzig, Krakau, Sandomir erobert, dazu Schlesien, die Oberlausitz und Böhmen."

"Und dreißig Jahre später wieder verloren."

"Im sechzehnten Jahrhundert umfaßte Groß-Polen Böhmen, Mähren, Litauen, Livland die Ukraine sogar die Moldau und die Walachei!"

"Ja, und im siebzehnten Jahrhundert waren Mecklenburg, Brandenburg und Pommern schwedisch. Was soll's? Es geht nicht darum, aufzuzählen, welcher König oder Duodezfürst einmal diesen, einmal jenen Landstrich erobert und nach ein paar Jährchen wieder verloren hat. Die Einzelkämpfe des Mittelalters und der jungen Neuzeit waren doch nichts weiter als Querelen und Eifersüchteleien der jeweiligen Machthaber, die von den schuldlosen Untertanen mit Habe, Blut und Leben bezahlt wurden. Und manche jener kriegführenden Fürsten trugen deutsche Namen und fühlten sich als Polen, oder sie trugen polnische Namen und waren Deutsche, und es mag ihnen oft genug unklar gewesen sein, ob sie der polnischen oder der deutschen Seite zugehörig waren. Das war ihnen auch völlig egal. Zuwachs an Land und Leuten und Macht, danach stand ihnen der Sinn. Das nationale Vorzeichen war ihnen ganz gleichgültig! Nein Smola! Verstehen Sie mich doch! Mir geht es darum nachzuweisen, daß wir Europäer alle aus derselben Wurzel gewachsen, daß wir Brüder sind, und daß wir

- wenn es einen sogenannten Untergang des Abendlandes geben wird - diesen Untergang durch die ewigen Bruderkriege um mindestens tausend Jahre beschleunigt haben. Jeder Krieg mindert die Qualität aller beteiligten Völker."

"Verstehe ich nicht ganz. Es heißt doch, der Krieg sei der Vater aller Dinge..."

"Ist nicht wahr! Ins Feld ziehen nur die Jungen und Gesunden. Die Begabten werden Offiziere oder Unteroffiziere, müssen dem Tod als erste die Stirn bieten, beißen zuerst ins Gras - die meisten, ohne Nachkommen zu haben. Die Idealisten, die ihr Vaterland lieben, die Tapferen, fühlen sich verpflichtet, beispielhaft voranzugehen oder sich aufzuopfern. Im großen Durchschnitt ist der Blutzoll der Begabten höher als der anderen. Nun: Seit über tausend Jahren haben die edelsten Völker des Kontinents immer wieder gegenseitig ihre begabte Jugend abgeschlachtet. Meinen Sie nicht, daß damit endlich Schluß gemacht werden muß? Unsere Vorfahren - und zwar Ihre wie unsere - waren noch Heroen in ihrer Erscheinung, in ihrer Moral, in ihrer unverrückbaren Lebensordnung, in ihrer Menschlichkeit. Und heute? Noch ein großer Krieg in Europa - und unser alter Kontinent, einst Wiege hoher Kultur, versinkt im menschlichen Abfall. Für Europa steht die Uhr auf eine Minute vor zwölf. Wir müssen endlich aufhören, immer wieder gegenseitig aufzurechnen, was dieser und jener Machthaber vor Zeiten an Verbrechen begangen oder nicht begangen hat. Haben

wir die Größe, es zu vergessen! Die Völker selbst wollten keinen Krieg, außer man hätte sie mit allen Mitteln der psychologischen Propaganda gegeneinander aufgehetzt."

"Ich glaube versichern zu können, daß es auf deutscher Seite keine feindlichen Gefühle gegenüber dem polnischen Volk gibt." Ich sagte es.

Smola hob den Zeigefinger gegen mich: "Weil die Deutschen keine territorialen Ansprüche an Polen zu stellen haben."

"Meinen Sie, daß Deutschland nach der Abtretung von Oberschlesien, Wartheland, Posen und Westpreußen dem polnischen Volk noch etwas schuldig geblieben ist? Für Sie als Pole gilt demnach der ‚Marsch an die Westgrenze`, das heißt das Streben nach der alten gemeinsamen Heimat als berechtigt und notwendig, nicht aber das deutsche Streben nach den germanischen Ostmarken als der gemeinsamen Heimat von Deutschen und Polen... Hier muß es doch einen friedlichen Ausgleich geben können, der beiden Seiten gerecht wird und endlich zum ewigen Frieden zwischen beiden Nationen führt, Frieden ohne Rachegedanken!"

Kwiatkowski hatte ein verstecktes Lächeln. "Sie versuchen, mich in der eigenen Falle zu fangen..."

Smola sagte: "Ich glaube, daß die große Auseinandersetzung zwischen Polen und Deutschland kommen wird, und jeder volksbewußte Pole wünscht sie."

"Auch zwischen Deutschland und Frankreich hat es immer wieder Krieg gegeben, über die Jahr-

hunderte. Und was war der Erfolg? Kleine Grenzkorrekturen, mal gegen Westen, mal gegen Osten, nichts weiter. Dafür starben Hunderttausende hoffnungsvoller junger Menschen."

"Und der jeweils Unterlegene sann auf Vergeltung, und das Gesetz der Rache fordert, daß die Vergeltung immer furchtbarer sein muß als der Anlaß. So steigerten sie sich gegenseitig in immer größere Greuel hinein, deren letztes der Weltkrieg war. Nun scheint man endlich r Vernunft gekommen zu sein, um der Spirale der Selbstvernichtung endgültig ein Ende zu machen. Die Gespräche zwischen Briand und Stresemann geben uns Hoffnung, daß es zwischen Frankreich und Deutschland niemehr Krieg geben wird. Wäre es nicht an der Zeit, daß die Nachbarstaaten Deutschland und Polen auch endlich die Feindschaft begraben, die beiden immer nur Leid gebracht hat?"

Smola schüttelte den Kopf: "Vielleicht wird das einst so werden. Vorher aber wird und muß der Entscheidungskampf zwischen dem weißen und dem schwarzen Adler kommen. Es wird der ewige Kampf sein zwischen dem Licht und der Finsternis, zwischen den alten slawischen Göttern Bialybog und Czarnybog."

"Und Sie meinen, daß der weiße Gott, das heißt der weiße Adler, den Sieg davontragen wird..."

"Davon ist jeder echte Pole überzeugt."

Wir blieben eine Weile ohne ein Wort. Keiner wußte etwas Rechtes zu sagen. Dann sprach Viktoria,

und sie wandte sich an Kwiatkowski: "Sie haben versucht, die gemeinsame Abstammung beider Völker als Grundlagen des Friedens nachzuweisen. Sie sagten, daß aus den Resten germanischer Einwohnerschaft und einwandernden Völkern in friedlicher Durchdringung die polnische Nation entstanden ist. Aber wir wissen noch nicht, wie es zu den großen dauernden Feindschaften kam."

"Ich sagte - Sie erinnern sich - ‚daß es nach der Christianisierung Ostmitteleuropas keine nationalen und konfessionellen Differenzen gab. Rußland aber entschied sich für die Lehre der byzantinischen Kirche und entglitt damit der Oberhoheit des Papstes in Rom. Damit öffnete sich die konfessionelle Kluft zwischen Polen und Russen. Die Glaubensapostel Kyrill und Method setzten darüber hinaus durch die kyrillische Schrift eine zweite Mauer zwischen die Völker. In der Reformation wurde ganz Polen - sowie beinahe ganz Deutschland - protestantisch. Damit hatte ein Großteil, ja der wichtigste Teil Europas, sich dem Machtbereich der römischen Kirche entzogen. Sie konnte die für sie katastrophale Entwicklung nicht untätig hinnehmen. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wurde der Jesuitenorden beauftragt, den verlorenen Boden zurückzugewinnen, und es gelang in wenigen Jahrzehnten, Polen wieder katholisch zu machen. Damit öffnete sich die konfessionelle Kluft zum protestantischen Preußen. Polen war, was die Religion anbelangt, isoliert.

In den Jahrhunderten der territorialen Zerrissenheit und nationalen Unterdrückung suchte dieses unglückliche polnische Volk Zuflucht im Glauben. Die Konfessionen wurden nationalisiert. Polnisch wurde gleichbedeutend mit katholisch, protestantisch bedeutete zugleich preußisch. Damit wurde aus dem konfessionellen Gegensatz ein nationaler und der polnische Nationalismus zur religiös-mystischen Kraft.

Der Katholizismus ist für uns Polen zur Nationalkirche geworden, die Schwarze Madonna von Czestochowa zur Magna Mater Poloniae, ja zur Personifizierung des Polentums schlechthin. Wir glauben, ja wir wissen, daß Polen nicht untergehen kann, solange es von seiner Schwarzen Muttergottes beschützt wird. Jetzt werden Sie auch die verschiedene Einstellung des polnischen Volkes zu seinen Nachbarn besser verstehen, obwohl Preußen, Rußland und Österreich gleichermaßen am polnischen Kuchen gefressen haben: Die ersten beiden haben eine andere, fremde, ja feindliche Religion. Die Österreicher sind katholisch."

(20) **

GANGSTER IM DUNKEL

Quelle: "Heute kann man darüber lachen" (1978)

War ich bis dahin aufgrund eigener Erfahrungen und Erkenntnisse schon einer menschheitumfassenden Wahrheit auf die Spur gekommen, so war es Armand Sellieres, der mir weiterhalf. Er war ehemaliger Teilnehmer am Ersten Weltkrieg und Sozialist und arbeitete im Büro des Sägewerks neben mir.

Meine Gespräche mit ihm ergaben sich ganz von selbst nach den ersten Worten, die wir miteinander wechselten, und wenn Direktor Rossi-Dargaut mir immer mehr zum väterlichen Freund wurde, so ist es zum Teil auch darauf zurückzuführen, daß er meine Freundschaft zu Sellieres wohlwollend beobachtete und manchmal unseren Gesprächen zuhörte.

Damals, sieben Jahre nach dem Ende des selbstmörderischen europäischen Gemetzels, standen viele Menschen noch unter dem Eindruck des ungeheuerlichen Geschehens, das so viele der edelsten Nationen in Mitleidenschaft gezogen hatte. Immer noch gab es Trauer um einen Gefallenen - selbstverständlich. Immer noch gab es Haß- und Rachegedanken, und selbst in der guten Gesellschaft war oft genug das Wort "boche" zu hören. Mir schien, als würden - trotz der Annäherung der Nationen unter Briand und

Stresemann - durchaus noch nicht alle Journalisten der Idee der Versöhnung und des Friedens dienen.

Ich hatte den Krieg als Kind in der Sicherheit des Hinterlandes erlebt und in den Not- und Hungerjahren darunter gelitten, immer eingepfercht in die engen Schranken eines blinden und blindwütigen Hurrapatriotismus und einer militärisch verbrämten nationalen Besessenheit. Nun war ich zum erstenmal über die Grenzen meiner Heimat hinausgekommen.

"Sind eigentlich die Menschen in Österreich sehr viel verschieden von den Menschen in Frankreich?" fragte Sellieres. "Durchaus nicht!" versicherte ich eifrig. "Ich bin maßlos er staunt, daß es jenseits unser-er Grenzen Menschen gibt, die genau so aussehen wie die meiner Heimat. Sie sind genau so freundlich, gütig und hilfsbereit. Ich fühle mich hier von Freunden umgeben, fast noch mehr als zu Hause..."

Sellieres hatte ein feines, zufriedenes Lächeln. "Was meinen Sie, Monsieur Schuobb: Was kann die Menschen veranlaßt haben, eines Tages plötzlich aufeinander zu schießen? Die Verschiedenheit der Sprachen allein kann keine hinreichende Begründung und Rechtfertigung sein..."

"Ich weiß es nicht, Monsieur. Es erscheint mir immer mehr als eine Verrücktheit, eine beispiellose Verirrung, eine Krankheit des Geistes..."

Unweit des Sägewerks befand sich ein kleines ländliches Bistro, wo ich ab und zu mein Mittagessen einnahm. Man hatte die Bretterhütte in einen alten Olivenhain hineingestellt. Die Tische standen unter

Ölbäumen, und manchmal warf der Wind eine kleine unreife Frucht in die Suppe. Heute ragen an der Stelle häßliche hohe Häuser.

Ich sah dort wiederholt eine Mutter mit zwei Knaben im Alter von neun und elf Jahren. Sie verkörperte jene schöne südländische Rasse mit schwarzem Haar und ergreifend großen Augen, wie sie uns aus altbyzantinischen Ikonen entgegenleuchten. Ihr Antlitz schien von einer großen Traurigkeit gezeichnet zu sein. Die Söhne zeigten die faszinierende Schönheit der Mischlinge ersten Grades zwischen dem mittelländischen und mitteleuropäischen Typus. Sie waren von vollendeter Ritterlichkeit und Rücksichtnahme. Wenn sie ankamen, ging einer der Mutter voran, um den Weg an den Tisch zu zeigen, der andere folgte ihr nach. Der Ältere rückte den Stuhl zurecht. Dann warteten sie, bis die Mutter sich niedergelassen hatte.

Ich glaube, noch nie zuvor so leuchtende Kinderblicke gesehen zu haben, wie sie für ihre Mutter hatten. Es waren nicht Blicke der Liebe, sondern der Anbetung. Nichts von Dressur war an ihnen. Ihre Höflichkeit, ihr Anstand waren Ausdruck eines angeborenen Zartgefühls, eine Haltung, die von einer unendlichen Liebe zur Mutter beseelt war.

Ich beobachtete, wie der Kleinere während des Essens die Hand seiner Mutter ergriff, die auf dem Tischtuch lag, und sie verstohlen an die Lippen führte.

Eines Tages kam ich an den Tisch der dreiköpfigen Familie zu sitzen, weil kein anderer Platz mehr frei war.

"Es ist nicht nur ein Vergnügen, sondern es ist ein beispielloses Glück, Madame, Kinder wie die Ihren anzusehen."

Damit begann ich die Unterhaltung. Die Dame lächelte still und dankbar. Der ältere der beiden Knaben aber erhob sich, bannte mich mit einem strahlenden Blick, verneigte sich leicht zu mir herüber und sagte leise und lächelnd: "Merci, Monsieur!"

Von da an saßen wir fast immer gemeinsam zu Tisch. Ich konnte mich nicht sattsehen an den beiden Knaben, die meinen Erzählungen mit Spannung zuhörten und kluge Fragen stellten. "Madame", sagte ich, "Sie können stolz sein auf diese Kinder."

"Ich bin es, Monsieur. Meine Kinder haben mir das Leben gerettet. Als mein Mann starb und ich bald darauf schwer erkrankte - übrigens eine Krankheit, welche die meisten nicht überleben - ,waren es nur der Gedanke an meine Kinder, meine Liebe zu ihnen und das Wissen um ihre Liebe zu mir, die mir die Kraft gaben, ins Leben zurückzukehren."

"Ich werde vielleicht selbst einmal Kinder haben, Madame, und ich wünsche mir, sie mögen genau so gestaltet und geartet sein, genau so rein und gütig wie diese. Und es wäre schön, wenn sie Gefährten fänden, die so sind wie die Ihren, damit sie Träger eines edlen und gefestigten Menschentums werden."

Als es Monate später ans Abschiednehmen ging, umarmten mich die Knaben herzlich und küßten mich als wäre ich ihr Bruder.

Ich erzählte Sellieres von meiner Begegnung, und er nickte lächelnd mit dem Kopf. Ich glaubte zu erkennen, daß er das Bild meiner Freunde vor seinem inneren Auge erstehen ließ und sich daran freute. Dann wurde er plötzlich ernst.

"Nun denken Sie einmal", begann er, "Sie hätten Ihre Kinder schon jetzt, genau so wohlgeraten wie jene und ebenso alt. Sie würden sie zusammenführen, und sie fänden aneinander Gefallen, würden einander lieben als Gespielen, als Freunde, als Brüder. Und in zehn Jahren käme ein Krieg. Und diese Kinder, alle gleich edel und gütig und rein, müßten den Soldatenrock anziehen und aufeinander schießen, weil sie verschiedenen Völkern angehören, die sich durch nichts voneinander unterscheiden als durch die Sprache. Offenbart sich Ihnen da nicht der ganze verbrecherische Wahnsinn, die ganze selbstmörderische Idiotie des Krieges?

Wenn Menschen wie diese beiden Knaben gewaltsam zugrundegingen, so wären sie nicht nur der Mutter schmerzlich verloren, nicht nur unserer Nation, sondern der ganzen Menschheit.

Der einzelne Mensch will keinen Krieg, in unserem Land nicht und in Ihrem Land nicht. Kein geistig gesunder Mensch hat Freude daran, einen anderen zu töten und will auch selbst nicht umgebracht werden. Und mit einer Gesellschaft, mit einem

Volk ist es genau so. Wir wollen doch alle nichts anderes als Frieden miteinander und untereinander. Wir wollen nichts als in Ruhe und Sicherheit arbeiten, um ein auskömmliches Leben zu haben und uns des Daseins zu freuen. Nur Psychopathen trachten danach, ihren Mitmenschen Böses zu tun."

"Warum ist dann doch immer wieder Krieg, Sellieres?"

Er sah mich an und nickte eifrig mit dem Kopf. "Das ist die Frage, zu der ich Sie hinsteuern wollte. Ich kann sie Ihnen beantworten: Weil es eine kleine Gruppe von Menschen gibt, die den Krieg brauchen, um ihre persönliche Macht zu erweitern. Sie sitzen in verschiedenen Ländern, und in der Öffentlichkeit befehden sie einander. Das Theater dient nur der Irreführung. Insgeheim arbeiten sie zusammen nach einem wohldurchdachten Plan und ziehen die Drähte aus dem Verborgenen. Daß sie nach immer mehr Macht und nach immer mehr Reichtum streben, selbst um den Preis des Völkerfriedens, um den Preis von Menschenleben und Menschenglück, ist Beweis ihres kranken Geistes. Ein normaler Mensch verfällt nicht dem Wahn, andere zu beherrschen, ihnen den Fuß ins Genick zu setzen, um sie zu unterdrücken und auszubeuten zu seinem eigenen Vorteil. Und er strebt nicht danach, Schätze anzuhäufen über das hinaus, was er zum Leben und zur Sicherung in der Not benötigt.

Ja, sehen Sie mich nicht so ungläubig an! Es gibt sie, die Gangster im Dunkeln, die durch eine perfide, zielstrebige, psychologische und tiefenpsychologi-

sche Beeinflussung, durch Hetz- und Haßtiraden die friedlichen Völker zur Feindseligkeit verbilden, so daß sie schließlich geneigt sind, brüllend vor Begeisterung und Mordlust, blumengeschmückt und vom Jubelgeschrei ihrer Volksgenossen begleitet, in den Krieg zu ziehen, um besinnungslos und entfesselt wie blutrünstige Raubtiere aufeinander loszugehen; um Menschen zu töten, die sie nicht kennen, die ihnen niemals Böses getan haben und die genau so friedlich wären wie sie es einst waren, wenn man sie sich selbst überlassen hätte. Und auf beiden Seiten sterben unschuldige Menschen der gleichen ursprünglichen Abstammung, der gleichen Gesinnung und Bildung, Träger der gleichen menschlichen Werte und Ideale.

Und vergessen Sie nicht, daß die internationale Rüstungsindustrie und das vaterlandslose Waffengeschäft die größte aller Renditen abwerfen! Aus jedem Soldaten, der für ‚Volk und Vaterland', für die ‚Ehre' oder für die ‚Freiheit' gefallen ist, münzen die Männer im Hintergrund ihr Gold, auf welcher Seite immer er stirbt."

Ich mußte schweigen, eine zeitlang. "Wissen Sie, was man tun müßte, Monsieur Sellieres?" begann ich. "Man müßte das Erlebnis der sogenannten Fremde, das unmittelbare Erlebnis eines anderen Volkes, wie es mir zu meinem Glück zuteil wird, allen jungen Menschen in allen Völkern der Erde vermitteln. Man müßte ein internationales Jugendjahr einführen, ein Jahr des Kennenlernens und der gegenseitigen Verständigung, als sicherste und natürlichste Befreiung aus geistiger

Enge, charakterlicher Unzulänglichkeit und politischer Verhetzung. Alle Kulturnationen der Welt müßten ein solches Pflichtjahr einführen, das ihre jungen Menschen in ein von ihnen selbst gewähltes oder auch nicht gewähltes Ausland führt, nicht als fröhliche und oberflächliche Feriengäste, die keine Möglichkeit und Gelegenheit haben, Dingen und Menschen auf den Grund zu kommen, sondern als Arbeitende, als Schaffende in der Industrie und in der Landwirtschaft und als vorübergehend an Kindes Statt angenommene Mitglieder der Familien."

"Ihre Vorstellung trifft sich mit einem Gedanken, den ich selbst hatte, und ich glaube, daß solche Bestrebungen schon im Gange sind."

"Kein junger Mensch, der im Ausland Erfahrungen gesammelt hat wie ich, wird je wieder der Haß- und Kriegspropaganda zum Opfer fallen."

"Wir müssen uns aber darauf gefaßt machen, daß die Mächte, die an der Weiterführung der Völkerfeindschaften interessiert sind, weil sie einer geistigen Störung unterliegen, den internationalen Jugendaustausch verlästern und sabotieren werden. Wir müssen auf der Hut sein! Sie haben die Macht. Sie führen stolze Titel, bewegen sich in Frack und weißer Weste mit vielen Orden dort, wo andere das Herz haben. Und die Völker kennen und erkennen sie nicht. Es gilt, sie zu finden und unschädlich zu machen. Dann wird die Menschheit Frieden haben. Das ist die Weltpolitik des kommenden Jahrtausends."

(21) ***

DIE ALLSEELE

Quelle: " Die grüne Glückseligkeit" (1957)

Im Erlebnis der Natur wirkt die Landschaft mit allen ihren großen und kleinen, lebenden und scheinbar toten Dingen auf unsere Seele ein, sie speist uns in den geheimen Tiefen unseres Wesens und schließt uns auf.

Gewiß trägt schon allein das Leben im Freien zu einer inneren Stärkung bei. Jedoch die wirkliche Begegnung des Menschen mit der Natur ist ein Vorgang von ungleich tieferem Gehalt. In ihr vollzieht sich ein ausgesprochen religiöser Akt, der für die Gestaltung der menschlichen Persönlichkeit von wesentlicher Bedeutung ist.

Die Natur befriedet uns im tiefsten Kern unseres Wesens zur Ruhe im All, und zugleich bewegt sie uns. Sie bestätigt uns selbst im Urgrund unseres Seins.

Das Naturerlebnis ist sicherlich nicht die einzige Möglichkeit, den Menschen zu sich selbst zu führen. Wo und wann immer uns ein größeres geistiges Sein in Bann hält, stets sind wir damit in unserem Wesen berührt und aufgerufen, über das Ich hinausgehoben und als Persönlichkeit in Dienst genommen.

Das Naturerlebnis aber hat noch eine besondere Wirkung. Der Mensch ist selbst ein Stück Natur, so wie jedes Tier, so wie der Baum im Wald. In Jahrhunderttausenden der seelischen Entwicklung ist

sein Wesen geformt worden durch die Erscheinungen der allbeseelten Schöpfung. Wenn er zu ihnen zurückkehrt, so ist es, wie wenn ein Kind heimfände an die Quelle der mütterlichen Brust. Sie führen dem Menschen Kräfte zu, die ihm auf keine andere Weise vermittelt werden können. Sie bieten ihm eine Art von Weisheit, Güte, Freiheit und innerem Frieden, die auszustrahlen nur dem Naturerlebnis allein eigentümlich ist.

Hiermit ist nicht nur das Naturerlebnis gemeint, wie es der Bauer kennt, der von seiner Arbeit her naturverwachsen lebt, und dem es doch vor allem um Saat und Ernte gehen muß. Es können außerdem nicht alle Menschen Bauern sein.

Dann aber gibt es noch eine Naturbeziehung, die voraussetzungsloser ist, die bereit ist, sich ganz hinzugeben, um sich selbst wieder zu empfangen. Eben diese Naturbeziehung ist es, die die eigentliche Quelle einer dem Menschen widerfahrenen Bereicherung und Klärung bildet, wie er sie sonst nirgends in gleicher Weise erleben kann. In ihr tritt ihm die Natur, das Sein der Erde, als eine eigenlebendige Persönlichkeit entgegen.

Und je stiller wir uns selbst verhalten, um so ungezwungener und freier entfaltet sich die innere Wirklichkeit in allem Sein um uns, die scheu ist wie das Tier des Waldes.

Eben darum bildet die Stille im Menschen selber, die gleichbedeutend ist mit seiner geöffneten Bereit-

schaft zu empfangen, die Vorbedingung einer wirklichen Begegnung mit der Natur.

Wer freilich angefüllt mit den Gewohnheiten und Geräuschen seines Alltags der Natur gegenübertritt, wer sein bürgerliches Dasein mit seinem Ehrgeiz, seinen Wünschen und Gedanken in die Landschaft hinausträgt, dem zeigt sie nur ihr äußeres Bild und oft nicht einmal das.

Das darin waltende Geheimnis wird nicht wirksam werden können. Wann immer die zeitliche Bedingtheit des Menschen redet, schweigt das Ewige, dann schweigt auch die Stimme der Natur, oder die Ohren des Menschen sind doch verstopft für ihren Klang.

Der von seinem Ich in Anspruch genommene Mensch ist wie in einen Panzer eingeschnürt, der seine Persönlichkeit gefangen hält und keinen Strahl der echten Lebenswirklichkeit hereinläßt. Ihm widerfährt die Natur lediglich als Luft und Licht, als körperliche Wirkung, doch seine Seele bleibt unberührt, weil sie abgekapselt und damit aller Austauschmöglichkeit mit der Seele der Natur beraubt ist.

Wir müssen leider annehmen, daß diese Art des Naturerlebnisses heutzutage weiter verbreitet ist als die andere.

Das Naturerlebnis schaltet uns in die Macht des Lebens ein wie in einen Stromkreis. Es ladet uns auf. Wir werden dadurch aus der Kerkerzelle des Ich, aus aller Enge unserer sozialen Daseinsweise herausgelöst und in die Wirklichkeit des Daseins aufgenommen.

Wir werden befreit, zur Ehrfurcht befreit, zur Ehrfurcht vor allem Leben und seinem Sinn, vor der Eigenwüchsigkeit und Wahrhaftigkeit einer jeden wesensechten Gestalt.

Das Naturerlebnis ist uns eine stete, immer wieder gesuchte Korrektur unseres eigenen Wesens. Es bewahrt uns vor der Willkür und Eigenmächtigkeit des nur Gehirnlichen. Es bindet und ordnet und befriedet immer wieder unseren Willen, unsere Tatkraft, unsere Wünsche und unser Selbstbewußtsein.

Ein Mensch, der durch ein Naturerleben dieser Stärke und dieser Art von sich selber befreit ist, wächst über seine menschliche Begrenztheit hinaus und wird der Allseele bewußt, die alle Dinge der Schöpfung erfüllt und verbindet. Er wird begreifen, daß die Allseele in ihm nur zufällig menschliche Form gefunden hat und ebenso gut leben und wirken könnte als Baum, als Grashalm neben dem Weg, als irgendein Tier im Dunkel des Waldes, als eine Mücke, die im Sonnenlicht spielt. Einem solchen Menschen wird alles Lebendige zutiefst verwandt und verbrüdert erscheinen.

Er wird das Tier nicht als dem Menschen untergeordnet, sondern als ihm beigeordnet ansehen müssen. Er wird es lieben aus einem tiefen kosmischen Gefühl heraus. Nur ein solcher Mensch wird wissen, daß das Tier im Grunde dasselbe ist wie der Mensch. Das bedeutet, daß er sich selbst erkannt hat.

Die Einstellung der großen Öffentlichkeit gegenüber der Natur bleibt nicht unbeeinflußt durch

die Entwicklung der menschheitlichen Gesamtlage. Diese ist vor allem bestimmt durch die Überfüllung der Welt und die dadurch entstandene Vermassung des Menschen.

Überfüllt sind die Städte, die Miethäuser, die Eisenbahnen, die Kaufhäuser, überfüllt sind heute schon die Dörfer, überfüllt ist die Landschaft selbst. Und es ist kaum noch Platz für die Stille und Ruhe, die die Landschaft braucht, um zu atmen, die der Wald braucht, um alt zu werden, die das Tier braucht, um sein natürliches Dasein zu führen.

Die Kräfte unserer Seele aber können sich nähren und ergänzen nur aus der reinen, unberührten Natur, die unsere Seele geboren und gestaltet hat. Die göttlichen Regungen der Menschenseele können auf die Dauer ebensowenig auf Asphalt gedeihen wie ein Baum oder irgendein Tier der freien Landschaft. Wir brauchen die lebendige, atmende Erde unter den Füßen, und wenn wir sie auch nicht immer haben können, so müssen wir doch von Zeit zu Zeit zu ihr zurückkehren, um uns seelisch zu erneuern, um uns Kraft zu holen, um wieder einfache, klare, natürliche und glückliche Menschen zu sein.

(19) ***

MENSCHEN IM KZ

Quelle: " Die Leute von Arauli" (1976)

Huelin, der Lehrer aus Arauli, der im Krieg den linken Arm verloren hatte und immer noch litt, saß schon zwei Monate im Lager, als Godoy eintraf. Und eines Tages sahen sie beim Morgenappell Ochoa, den Einbeinigen, mit in der Reihe stehen.

Godoy stieß mit dem Ellbogen Huelin an. »Dort ist Ochoa!« flüsterte er. »Was mag er ausgefressen haben?«

Nach dem Appell drängten sie zu ihm.

»Ausgefressen? Gar nichts hab' ich ausgefressen. Es hat mir draußen nicht mehr gefallen. Ich hatte Sehnsucht nach guter Gesellschaft.«

»Es dürfte das erste Mal gewesen sein.«

»Ich hab' eingesehen, daß die Eingesperrten immer die Besseren sind.« »Hört, hört!« spottete Huelin, »Ochoa strebt zur Elite. Bisher war er stolz darauf, zum Auswurf zu gehören.«

»Sie sind doch nie ein Anhänger des Generals gewesen!« wandte Godoy ein.

»Ich verwahre mich dagegen, daß aus meiner Handlungsweise irgendwelche Schlüsse auf meine politische Einstellung gezogen werden!«

»Waren Sie nicht auch von den Carracas interniert?« »Allerdings.«

»Warum hat man Sie damals eingesperrt?«

»Ich habe auf dem Marktplatz von Orense den Brunnenrand erklettert und so lange >Viva Marfori< geschrien, bis die wutschäumende Menge mich herunterholte, um mich zu lynchen.«

»Und was haben Sie jetzt wieder angestellt?«

»Ich habe auf dem Marktplatz von Orense den Brunnenrand erklettert und >Viva Carraca< geschrien. Und die beiden Polizisten, die mich festnahmen, waren dieselben wie damals.«

»Sie sind ja verrückt!«

»Genauso verrückt wie Sie und wie alle Menschen verrückt sind. Glauben Sie, daß es noch ein normales Gehirn gibt? Wir sind alle krank an Geist und Seele, und es soll sich keiner erdreisten, den anderen normal oder abnormal zu schimpfen!«

Bei Regenwetter war die Trostlosigkeit des Lagers doppelt groß. Und da der Fluß anschwoll und über die Ufer zu treten drohte, mußten die im Lager damit rechnen, daß sie über Nacht wieder einmal im Wasser standen. Sie saßen im Kreis, an dem kleinen Tisch am Fenster, auf den Betten, auf den Koffern.

»Hätten nicht geglaubt, daß es so kommen wird, Herr Huelin, he?« begann Ochoa. »Als der General an die Macht kam, hofften Sie, es würde alles besser werden. Aber wo ist seine >heilige< Revolution gelandet?«

»Wenn man uns in Frieden gelassen hätte, wäre alles anders gekommen.« Dr. Alzay hatte ein feines Lächeln. »Revolutionen setzen nur andere Namen für die gleichen Dinge ein. Und jede sogenannte

Revolution endet dort, wo das von ihr überwundene Regime endete.«

Huelins Miene hatte sich verfinstert. »Wenn wir zu glauben aufhören, daß die Menschen besser werden können, dann hat das Leben keinen Sinn mehr.«

»Das müssen Sie als Erzieher der Jugend sagen. Aber es widerspricht der historischen Erfahrung. Der Mensch ist ein biologisch feststehender Begriff mit all seinen Vorzügen und Schwächen. Mensch bleibt Mensch. Immer wird es Arme und Reiche, Opfernde und Nutznießende, Aufbauende und Zerstörer geben, Halbgötter und Parasiten, Herrschende und Unterdrückte, Ausbeuter und Ausgebeutete bis ans Ende. Wenn wir einen Fehler begingen, so war es der, daß wir in unserem blinden Eifer die Menschen für besser hielten, als sie sind, oder daß wir glaubten, sie ändern zu können. An diesem Irrglauben sind wir gescheitert, an nichts anderem.«

»Der Doktor hat recht!« heiserte Ochoa. »Hat die Welt - trotz aller Heilslehren und Kriege und Revolutionen - sich jemals geändert? Hat es je eine Ordnung gegeben, die nicht Brutalität, Massenmord, Massenbetrug und Raub bedeutete oder die sie etwa verhinderte? Wir hatten das alles und in einem Ausmaß, das erschrecken macht. Aber wir hatten zuviel >Kultur<, um die Dinge beim richtigen Namen zu nennen. Wir entrechteten und sprachen salbungsvoll von der Unabdingbarkeit und Ewigkeit der Menschenrechte. Wir mordeten am laufenden Band und sprachen von der allumfassenden Liebe. Wir

raubten und betrogen und veruntreuten und dünkten uns dabei edel, weil wir es verstanden, uns zu diesem löblichen Tun das jeweils passende Mäntelchen umzuhängen, mochte es nun Religion, Nation, Freiheit, Glaube, Liebe oder Menschlichkeit heißen. Der einzige Fortschritt den die Menschheit im Lauf der Jahrtausende zu verzeichnen hat, ist die Perfektionierung der Heuchelei. Was wird kommen? Wir werden unsere verschiedenen Mäntelchen eines Tages vielleicht ablegen, nichts weiter. Die Welt bleibt, wie sie ist. Aber sie kann ehrlicher werden, das ist ihre einzige Chance.«

»Was soll werden aus einer Welt, die keine sittlichen Ideale mehr hat?«

»Wer kann beweisen, daß das, was die Heilslehrer predigten und die Idealisten und Schwärmer durch Jahrtausende anbeteten und vorlebten, sittliche Ideale sind? Der Mensch ist ein Stück Natur. In der Natur, im Wald, unter den Tieren herrscht das Gesetz der Gewalt. Eines bringt das andere um, damit es selber leben kann. Auch das ist eine Ordnung, und vielleicht eine bessere. Und weil die Natur auf diese Weise das Getriebe der Schöpfung in Gang hält seit Urzeiten, muß eine Kraft dahinterstehen, ein Gesetz, und da es ein lebenerhaltendes Gesetz ist, muß es ein sittliches Gesetz sein, und vielleicht sogar ein Gesetz der Liebe, der Liebe zum Leben.«

»Der Mensch darf nicht gegen die Natur handeln, und er kann es gar nicht. Aber dazu ist er Mensch, um sich über die Natur zu erheben in seiner Gesittung.«

»Es gibt keine höhere Gesittung, als die von der Natur eingesetzte.«

»Es gibt sie, Ochoa, und sie beginnt mit dem Menschsein. Sie besteht darin, daß wir die Ziele, welche die Natur durch beispiellose Grausamkeit erreicht, mit menschlichen Mitteln anstreben. Hier ist es, wo alle hohen menschlichen Werte Raum haben, wo sie lebendig werden, wo sie wirken müssen und wirken werden bis ans Ende!«

»Was hat es geholfen, daß sie zu wirken versuchen? Immer wieder bricht in der menschheitlichen Ordnung die Brutalität der Natur durch. Immer wieder erleben wir Zerstörung dessen, was als Grundlage der menschlichen Gesellschaft galt. Der künstliche Ehrbegriff verwandelte sich zu jedermanns Recht, sich den Wänst und den Beutel zu füllen, auf welche Art immer. Die Konstruktion des Treuebegriffs hat sich gewandelt zum guten Recht, jeden umzulegen, der einem bei der Erreichung eines Zieles im Wege steht, hätte er einem zuvor noch so viel Gutes getan.«

»Dagegen müßte man etwas tun!« rief Alzay aus. »Meinen Sie, daß es nicht noch genug Anständige, Ehrenhafte auf der Welt gibt? Man müßte sie aufrufen, man müßte sich wehren gegen das Vordringen der anderen!«

»Was würde es helfen? Eine Moral, die man erst aufrufen muß, weil sie nicht mehr aus sich selbst wirkt, ist keine weltbewegende Kraft.«

»Aus sich selber wirkt nur die Moral der Natur. Die menschliche Moral wirkt durch den Menschen. Wer

hier keine sittliche Wahrheit findet, steht außerhalb des Menschlichen!«

»Was noch an menschlichem Adel vorhanden ist auf dieser Welt, ist schwach geworden. Es ist in die Verteidigung gedrängt, ja es muß sich verstecken, um überleben zu können. Nein, Freunde! Das Zeitalter der Treue und der Ehre ist vorüber. Wir retten es nicht mehr!«

Huelin erhob sich plötzlich. Mit geballten Fäusten stand er. »Gibt es das wirklich nicht mehr? Wir sind doch noch da, wir Menschen, wir Sehenden, wir Wissenden! Rühren wir uns doch! Warum schweigen wir; warum flüchten wir uns in die Wälder, in die Einsamkeit unseres Ich, warum räumen wir vor den anderen das Feld, den Verirrten, den Verblödeten, den Verbrecherischen? Nur damit sie es um so leichter behaupten können? Wir sind ja selber schuld daran, daß sie herrschen! Das Böse hat nur so viel Raum in der Welt, wie wir selber ihm zubilligen! Tun wir doch etwas dagegen, tun wir's doch!«

Ochoa hatte sein trockenes Lachen. »Tun Sie doch, Herr Huelin, tun Sie doch! Damit Sie nichts tun können, hat man Sie hinter Stacheldraht gesetzt. Aber Sie werden allein bleiben. Wo fände sich noch einer, der bereit wäre zu wagen? Der bereit ist, die Fackel zu heben und voranzutragen in die finstere Welt? Wo denn? Man hat gesehen, wie sie es mit denen machen, die ihnen die Wahrheit zeigen wollen: Man hat sie gekreuzigt, gevierteilt und verbrannt. Der nächste, bitte! Wer hat noch Lust, sich für das Lumpengezücht

aufzuopfern, wer will noch in der Wüste predigen, wer denn?«

»Solang auch nur einer predigt, gibt es keine Wüste!«

Heute sind wir stolzen Menschen schon so weit, das der Aufrechte nicht mehr aufrecht durch Leben gehen kann. Nichts verzeiht die Welt weniger als das Anderssein. Sie befeinden und vernichten jeden, der den Kopf hochträgt. Und warum ist das so? Weil die Menschheit die größten Verbrechen beging, die es gibt: Erbarmen, Mitleid und gütiges Verzeihen gegenüber allem Üblen. Es fühlte sich wohl in einer Atmosphäre der Nachsicht, und es gedieh. Es erstark te und wurde stolz auf seine Minderwertigkeit. Und e gewann an Zahl. Und so haben wir heute eine kranke. eine schlechte, eine üble Welt, und was noch gerade gewachsen ist an Leib und Seele, steht darin einsam wie ein Fels im Meer, und die Meute umtobt es hassend, weil es besser ist als sie.

Wären wir immer nur grausam gewesen, hätten wir alles Üble unbarmherzig vernichtet, statt es zu dulden und ihm zu vergeben, das Böse würde heute nicht so unverschämt sein Haupt erheben und alles Gute zu unterdrücken wagen! Was hat nun der Edelmut davon, daß er edelmütig war?«

Es war ein Schweigen. Niemand wußte etwas zu sagen angesichts dieser Ungeheuerlichkeit. Ochoa spürte, daß man ihn betrachtete wie einen Verrückten, von dem keiner wußte, was er im nächsten Augenblick beginnen würde. Und er setzte fort:

»Seht mich nicht an wie ein wildes Tier! Wer erlebt und erlitten hat, was ich erlebt habe, der muß sein, wie ich bin. Ich bin Nihilist. Ich glaube an nichts als an die menschliche Verkommenheit. Ich verneine alles. Für mich gibt es keinen Sinn und keinen Wert des Lebens, und das ist der Gipfel aller Philosophie. Wer anders denkt, ist krank oder dumm oder feig.«

Huelin sprach: »Wäre die Welt so, wie Ochoa sie sieht: Gäbe es angesichts einer solchen Welt eine andere Möglichkeit, als gut und stark zu werden? Gäbe es noch eine andere Rechtfertigung für unser Leben? Menschlich zu sein ist uns Bestimmung und Schicksal. Nennen Sie es Schwäche! Wir müssen sein, wie wir sind, selbst wenn wir daran sterben sollten.«

Nach einer Weile begann Godoy: »Wo zuviel Sonne ist, muß man ein Dach bauen, daß man Schatten habe. Wo es dunkel ist, muß man ein Licht entzünden. Und Ochoa hat sein Licht ausgeblasen, weil ihm die Welt zu finster ist? Ich glaube, daß er einen falschen und gefährlichen Weg geht.«

Mit nur schlecht verhehlter Ungeduld hatte Dr. Alzay gewartet. Dann sprach er, als hätten Ochoa und die anderen nichts gesagt, und er knüpfte unvermittelt dort an, wo Paniagua geendet hatte.

»Es wäre schön, mein guter Paniagua, wenn Sie recht hätten. Aber die großen Institutionen, die um das Wohl der Menschheit bemüht zu sein vorgeben, sind das gar nicht. Es ist am Unglück der Menschen leichter und viel mehr Geld zu verdienen und Macht zu gewinnen als an ihrem Wohlergehen; am

Kranksein, an der Verzweiflung, am Krieg, an der Hoffnungslosigkeit, an der sogenannten Sünde. Und wovon sollten die Organisatoren des Elends, der Unzufriedenheit, des Schuldbewußtseins, der Mißgunst und des Hasses noch leben, wenn sie die Menschen glücklich, satt, zufrieden und friedlich machten?«

»Das neue Zeitalter wird die Begriffe der Gerechtigkeit und Wahrheit stabilisieren wie ein Gebirge aus Granit!« trumpfte Paniagua auf.

Dr. Alzay dachte ein wenig nach. Es war eine Stille, in der jeder auf seine Entgegnung wartete. »Was wirklich recht und wirklich unrecht ist, dieses Wissen ist immer nur im Untergrund lebendig. Die kurzlebigen Sieger im ewig wogenden Kampf der Meinungen sind es, welche die jeweils gültigen politischen Ideologien diktieren. Sie stempeln Unrecht zu Recht und Recht zu Unrecht. So kommt es, daß für die großen Massen alles schwimmt, alles unsicher und haltlos wird.«

Gurda: »Die Probleme der Menschheit sind durch Politik nicht lösbar, sondern nur durch Religion.«

Kailarda: »Ist denn der Unterschied zwischen beiden so groß? Jedes Bekenntnis, sei es ein politisches oder ein religiöses, ist aus der Sehnsucht geboren, aus der Sehnsucht nach einem besseren, nach einem höheren Leben. Beide finden ihre Gesetze, die den Menschen formen und sein Dasein ordnen sollen. Und kein Politiker, der nicht mit religiösem Fanatismus an seine Idee glaubt, wird mit ihr durchdringen können.

Es gibt keine klaren Grenzen zwischen Politik und Religion.«

Huelin: »Beide sinken ab zur leeren Phrase, wenn sie aus den Herzen auf die Zungen übersiedeln. Beide werden zum dunklen Gewerbe für Abenteurer, wenn ihr heiliges Feuer erlischt und die bezwingende Lauterkeit der Idee im Geschäft untergeht. Die Zukunft der Menschheit wird entschieden werden durch ein Bekenntnis, in dem beide vereint sind, wo Religion Politik wird und Politik zur Religion.«

Godoy: »Ich glaube, daß es nur eine Macht gibt auf der Welt, wo beide harmonisch vereint sind, fernab von aller Lehrhaftigkeit, unabhängig von Erkenntnis und vom Streit der Meinungen: die Natur. Aber der Mensch ist vielleicht schon zu weit von ihr entfernt, um je wieder das Paradies auf Erden zu gewinnen...«

»Ja!« fiel Huelin ein. »Und weil der Mensch in der Flut, die ihn zu verschlingen droht, einen Halt gewinnen will, baut er sich die künstlichen Inseln seiner Lehrmeinungen, auf die er sich rettet, die er zu sichern und zu halten sucht mit Überzeugung oder Fanatismus, so unsicher sie seien, oft gegen alle Vernunft oder neue Erkenntnis. Und weil sie ihm Rettungsanker, Hoffnung und Glauben bedeuten, umgibt er, was er sich ausgedacht hat, mit dem Schein des Religiösen oder zumindest der Wissenschaftlichkeit` und merkt nicht, daß er zu tönernen Götzen betet, die ihm nicht helfen können, weil er sie selbst zurechtgeknetet hat. Der Mensch kniet doch immer nur vor sich selber...«

Gurda: »Die Menschheit ist verloren, wenn sie keine neue Idee findet, keine rettende Idee.«

Alzay: »Ideen sind Gespenster. Ideen können uns nicht retten. Jede Idee hat ihre Helden, ihre Narren und ihre Schurken. Alle Ideen haben Blut gekostet, und ihr Unheil war zuletzt meistens größer als das Heil. Was die Menschheit retten könnte, ist der einfache edle Mensch.«

Ochoa: »Es gibt ihn nicht mehr.«

Huelin: »Es gibt ihn überall, Ochoa, überall!«

Ochoa: »Es sind Wesen, die wie Menschen nur aussehen. Sie tun, als ob sie lebten. In Wirklichkeit sind sie tot. Wir leben unter Toten, und die Welt ist ein unermeßlicher Friedhof.«

»Wenn es so wäre, Ochoa, und Sie wüßten fern von hier, hinter Bergen und Wäldern, in einem anderen Land, einen Lebenden, einen Menschen wie wir, einen wirklichen Menschen. Ich wette: Sie würden eines Tages aufbrechen müssen, wie weit und beschwerlich der Weg wäre, um den anderen zu suchen, den Lebenden, den Bruder, um ihm die Hand zu reichen.«

Ochoa sann eine Weile nach, dann nickte er. »Ja«, sprach er und sah Huelin an, »ja, ich würde es tun.«

»Darauf kommt es an. Wir müssen den Menschen suchen, den wirklichen Menschen, wäre er noch so fern und wären noch so viele lebendige Tote um uns her!«

(20) **

DAS HEILIGE ERBE

Quelle: "Der Förster vom Silberwald" (film 1958)

"Was würden Sie dazu sagen, Angerer, wenn einer käme und behauptete: Der Sonnenschein gehört mir, oder der Regen gehört mir, und der Wind gehört mir...?

Sehen Sie! Sonne und Regen, Wind und Wetter, Tag und Nacht sind Elemente der Weltordnung. Sie entziehen sich dem Eigentumsbegriff. Und der Boden, das Wasser? Der Wald, das Wild? Sind sie etwa nicht Elemente der Schöpfung? Ein jeder, dem ein Stück lebendiger Erde überantwortet ist, gilt am Ende doch nur als Träger eines Lehens, das er als Schöpfungsauftrag empfangen hat und zum Segen seiner Mitmenschen verwalten muß, und wofür er Gott und den Menschen verantwortlich ist. Im kosmischen Sinn gehört die Schöpfung allen, nämlich dem kleinsten Getier wie dem Menschen oder niemandem. So meine ich es."

Verstehen sie ihn denn, diese Einfachen, diese Bauern? Noch nicht ganz. Aber sie sehen ihn an, aufmerksam und hellhörig, und wie er predigend da mitten unter ihnen sitzt, erscheint er ihnen wie ein Apostel... Oh, der Hofrat ist im Grunde seines Wesens auch ein Einfacher, und was er spricht, das schöpft er aus einer tiefen Klarheit, aus einer inneren Lauterkeit.

"Es wird bald ein veralteter und hoffentlich überwundener Standpunkt sein, daß die Natur dem Menschen gehört und er mit ihr machen kann, was er will. Alle Erscheinungen der Schöpfung sind Ausdrucksformen eines ewigen göttlichen Geistes. Welche menschliche Anmaßung und Unwissenheit liegt doch darin, sie in zeitlichen Besitz nehmen zu wollen! Eine ungute Einstellung ist das, meine Herren, eine gefährliche! Denn wer die Natur und ihre Gesetze nicht achtet, der hat auch keine Achtung vor dem Menschen. Auch der Mensch ist ein Stück Natur, ein Bestandteil der Schöpfung. Wer sich den uneingeschränkten Besitz der Natur selbstherrlich anmaßt, der verirrt sich leicht zur uneingeschränkten Verfügungsgewalt über den Menschen. Und von der brutalen Ausbeutung hier ist nur ein Schritt zur Ausbeutung dort. Ohne anständiges Verhalten dem Mitmenschen gegenüber können wir nicht sozial leben, das heißt, in Frieden, Gerechtigkeit und Ordnung. Ohne Anständigkeit gegen unseren Nächsten gibt es keine menschliche Gesellschaft mehr. Aber ohne anständiges Verhalten der Natur gegenüber hört das Leben überhaupt auf Haben Sie mich verstanden?"

Der Oberkogler nickt. Er hat ihn gut verstanden, den Hofrat. Die übrigen werden ihn verstehen. Er spricht noch.

"Die Natur ist immer gewesen, und sie wird immer sein. Der Mensch ist nur ein flüchtiger Gast darin, selbst wenn er die Erde durch Jahrmillionen

bewohnen sollte. Kann wirklich jemand glauben, daß wir das Recht haben, sie zu vergewaltigen, um uns her und in uns? Der Mensch scheint manchmal doch ein recht armseliges und lächerliches Geschöpf zu sein..."

(12) *

DACHSTEIN – SÜDWAND

Quelle: " Im Banne der Berge" (1955)

Ein Jahr später erschienen auf der Hochbirghütte zwei Bergsteiger aus Innsbruck, Rudolf und Brausewetter. Sie machten Skitouren mit und ohne den Perner. Eines Abends fragten sie ihn, ob er mit ihnen durch die Südwand wolle, als Träger und Führer.

Die Südwand im Winter? Dem Toni wäre jetzt beinahe derselbe Einwand entschlüpft, den hundert andere Bergsteiger auch gehabt hätten: Unmöglich! Er besann sich indessen. Diese Antwort konnte nur der Berg selber geben. Man mußte ihn fragen.

Der Perner hatte die Südwand im Sommer wiederholt durchstiegen und kannte sie. Eine Winterbegehung war schon von anderen versucht worden, aber bisher nicht gelungen.

»Die Südwand«, sagte Rudolf, »ist im Winter allerdings noch nie bezwungen worden. Warum sollte es nicht uns gelingen? Wir wollen es wenigstens versuchen!«

»Es wird!« sagte Brausewetter. »Wir sind einigermaßen erprobte Felsgeher und haben mehrere Winterbegehungen hinter uns.«

Minna war dem Plan nicht gewogen, aber der Toni schlug alle ihre Sorgen und Ängste, die sich in der Hauptsache auf sein gebrochenes Bein bezogen, in den Wind.

»Wenn alle Beine so gesund wären wie mein gebrochenes, dann wäre es gut!« sagte er lachend. Plötzlich schwieg er und sah prüfend von einem zum anderen.

»Wann soll's losgehen?« fragte er. –

Sie hockten um die offene Herdstelle der Neustetter Alm, und der Rauch biß ihnen in die Augen. Es stürmte und schneite.

Der nächste Morgen war klar und klirrend kalt. Der Perner stand vor der Hütte und prüfte die Wand. Er kannte sie. Aber der Winter hatte sie verändert. Der Wand vorgelagert war ein kilometerlanger Felsriegel. Er mußte an der niedrigsten Stelle durchstiegen werden. Darüber steilte ein ungegliederter Schneehang bis zum Einstieg in die Wand. Es war ein weiter Weg bis dorthin, besonders bei Neuschnee.

Ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen, sagte der Perner:

»Wir müssen vorspuren.«

»Wie weit?«

»Bis zum Einstieg; vielleicht noch: weiter. Wir werden sehen, wie hoch wir kommen.«

Der Vorschlag war gut, aber unangenehm. Er kostete einen ganzen Tag.

»Dann müssen wir's aber an einem Tag schaffen!« meinte Rudolf.

Da nahm der Perner die Pfeife aus dem Mund: »Wir werden biwakieren müssen.«

»Ist das sicher?«

»Einmal ganz bestimmt, vielleicht auch ein zweites Mal.«

»Oho!« Die Gäste hatten das Unternehmen nicht für so schwierig gehalten.

»Es ist besser«, sagte der Perner, »mit allen Möglichkeiten zu rechnen.«

Am frühen Morgen traten sie an, glitten auf Skiern in die Finsternis. Es war kalt. Unter dem Felsriegel mußten sie die Bretter zurücklassen. Die Kletterei begann. Sie war unendlich schwierig. Ein alter Haken steckte in der Wand. Das bedeutete, daß der Weg auch im Sommer nicht einfach war.

Der zweite Hang pumpte sie aus. Sie brachen tief in den Schnee ein. Die Sonne glühte auf sie nieder. Ehe sie es sich versahen, war es Mittag. Um vierzehn Uhr waren sie unter dem Einstieg und sanken erschöpft in den Schnee.

»Und wir wollten die Wand an einem Tag machen!« japste Rudolf.

Der Toni nickte. »Im Sommer ist es leichter.«

Da krachte es oberhalb. Eisstaub und ein Hagel von Schneebrocken ging über sie hinweg. Eine Wächte war abgebrochen. Sie sprangen auf. Vorwärts! Weiter ins Gemäuer! Dort war man sicher!

Die Nachmittagssonne brannte in die Wand und machte sie lebendig. Sie erwachte aus dem Winterschlaf, für zwei Stunden freilich nur, aber das genügte. Es war jetzt die ungünstigste Tageszeit. Wer hätte aber ahnen können, daß dieser Schneehang sie so lange aufhalten würde?

Donnern und Knattern erfüllte die Luft. Die Mauern hatten ein unheimliches Leben, mit Hall und Widerhall. Weiße Ströme ergossen sich über die drei Tapferen. Sie wollten trotzdem weiter. Sie mußten sehen, daß sie an diesem Tag so weit wie möglich vordrangen, um Schnee zu räumen für den nächsten Tag.

Die Steilrinne war nichts als Schnee und Eis. Die Sonne sank hinter den Tauern, und es wurde eisig kalt. Haken und Karabiner blieben an den Fingern kleben. Mit Handschuhen konnte man nicht klettern. Die Griffe waren winzig klein. Das Eis machte ihnen zu schaffen. Sie behielten die Nagelschuhe an. Brausewetter war noch nicht recht eingeklettert, es ging langsam. Nach zwei Seillängen begann es zu dämmern. Als der Perner die Haken schlug, war es finster.

Die Abseilfahrt war abenteuerlich. Todmüde kamen sie in später Nacht heim. In der Hütte war es kalt. Der Perner fachte die Glut auf dem Herd an. Sie setzten sich drum herum und tranken Tee. Der Almwind pfiff durch die Fugen der Hütte und bestäubte sie mit Schneekristallen. Der Halter hatte im Herbst das Stroh aus den Betten entfernt, um die Flöhe und Mäuse auszuquartieren. So mußten sie auf den harten Brettern schlafen, und das würde nicht sehr gemütlich werden.

Und dennoch durchströmte sie eine Freude, die Lust am Außerordentlichen. Man war dem faulen, geordneten Leben dort unten entronnen, dem Dasein der tausend Abhängigkeiten, der weichen Betten, warmen Öfen und üppigen Mahlzeiten. Man war unab-

hängig von der bürgerlich geordneten Öde. Man war frei. Wer es doch immer sein könnte! .

Der Morgen war sternenklar. Sie folgten ihrer Spur von gestern: Es ging nun alles viel leichter als am Vortag. Rasch gewannen sie an Höhe. Den Quergang zum Dachl sperrte ein Wall von Schnee. Der Perner schlug einen Haken nach dem anderen ein und wühlte sich durch. Die anderen warteten. Sie hörten das Hämmern des Führers. Als sie das Dachl erreichten, war es Mittag.

»So geht es nicht«, meinte der Perner, »Wir müssen ein schärferes Tempo einschlagen, sonst hocken wir nächste Woche noch in der Wand. Ich binde nach jeder Seillänge ein Seil fest, daran ziehen Sie sich hoch! Ich sichere mit dem zweiten Seil nach!«

Sie beeilten sich und gönnten sich keine Minute Rast. Über ihnen hingen riesige Wächten, wie mächtige Balkone über den Abgrund gespannt. Unverständlich, wie sie der Schwerkraft zu widerstehen vermochten! Und jeden Augenblick konnten sie herunterkommen! Es war wieder die kritische Stunde...

Sie hasteten weiter! Sie pumpten sich aus, aber sie kamen höher! Dieser Perner war ein Kerl, ein Kerl war das! Er verstand etwas. Er verfügte über Bärenkräfte, und er hatte die Ruhe weg! Man fühlte sich unbedingt sicher. Über das Seil strömte Gelassenheit von ihm auf die beiden anderen über.

Noch zwei Seillängen, dann standen sie auf dem Salzburger Band. Sie wollten den Tag ausnützen bis

zum allerletzten Schimmer. Ein Stückchen konnte der Perner sich noch über den glatten Fels höher schieben, dann war Schluß.

Es wurde finster. Sie schlugen einige Haken, sicherten sich und das Gepäck vor dem Absturz. Dann krochen sie in die Schlafsäcke und deckten sich mit dem Zelt zu. Die Beine baumelten über dem Abgrund.

Sie aßen eine Kleinigkeit und kochten Tee auf dem Benzinkocher. Das wärmte ein bißchen. Die Nacht würde unangenehm werden und die gestrige dagegen wie ein Labsal erscheinen.

Sie drängten sich eng aneinander und dösten vor sich hin. Gegen Mitternacht schüttelte die Kälte sie wach. Der Perner zündete den Kocher an. Sie froren.

»Erzählen Sie etwas, Toni!« sagte Rudolf, da an Schlaf nicht mehr zu denken war.

Der junge Bergführer überlegte eine Weile, dann begann er aus seinem erlebnisreichen Leben zu erzählen. Ein Bild reihte sich ans andere. Die beiden hörten gebannt zu, und allmählich empfanden sie die Schlaflosigkeit nicht mehr. Draußen, außerhalb der schwitzenden Zeltwand, bläute eine vom Mond versilberte Wundernacht. Sie kochten Tee und tranken und kochten immer wieder neuen.

Gegen Morgen ging der Mond unter. Es wurde stockdunkel. Und dann ging ein anderes Licht auf, ein rötliches. Das war der Tag!

Sie wickelten sich frei und packten, denn sie hatten keine Zeit zu verlieren. Sie wollten nicht noch einmal in dieser Wand übernachten!

Das Steinerband war nichts als eine Reihe großer Wächten. Es gab zwei Möglichkeiten: die unheimlich überhängenden Schneegebilde zu betreten und einen Absturz zu riskieren oder sie herabzuschlagen, um an den Fels zu gelangen. Der Perner wählte die zweite. Stück um Stück schlug er den Schnee ab, der sausend in die Tiefe fuhr und an den Vorsprüngen mit dumpfem Knall zerbarst.

Das Band war so schmal, daß es kaum Halt gewährte. Die Sonne kam, der Schnee wurde weich, und Perners Kletterschuhe sogen sich voll. Im eisigen Schatten eines Risses aber froren sie beinhart. Er mußte Rudolfs trockene Kletterschuhe anziehen. So ging es wieder besser.

Es gab viel Eis. und wenig Fels. Wie sie sich auch mühten - sie kamen nur langsam höher. Nach wenigen Seillängen - war denn das möglich? - sank die Sonne im Westen.

Zweites Biwak. Zum Teufel! Rudolf war erschöpft. Er wollte nichts essen. Sie zwangen ihn, ein wenig Traubenzucker zu sich zu nehmen. Diesmal war der Platz besser. Sie hielten auf einem steilen Schneehang, gruben sich durch den Schnee bis auf den Fels. Es war nicht kälter als gestern. Trotzdem froren sie viel mehr.

Schlafen? Niemand dachte daran. Sie unterhielten sich, erzählten von Bergfahrten, jeder wußte etwas.

»Ist noch ein bißchen Tee da?« Der Kocher surrte, er gab nur ganz wenig Wärme ab. Aber wenn er in Betrieb war; bildete man sich ein, die Kälte nicht zu

spüren. Dennoch begannen unwillkürlich die Zähne aufeinanderzuschlagen. Sie bewegten sich, soweit die Enge des Zeltes das gestattete. Die eisige Hochgebirgsnacht griff nach ihnen mit klirrenden Fingern, schüttelte sie in allen Gliedern.

Der Kocher brannte die ganze Nacht, aber es war nur noch ganz wenig Brennstoff da.

Endlich dämmerte der Morgen herauf.

Sie zitterten am ganzen Körper, waren übernächtig und müde und hatten nur einen Gedanken: Wärme, Ausruhen, Schlafen! Aber sie standen im schwierigsten Teil der Wand. Das war eine Felsfahrt auf Leben und Tod. Sie mußten weiter, wenn sie am Leben bleiben wollten.

Der Kampf mit Senkrechte und Eis forderte ihr Letztes. Wäre der Perner nicht gewesen - sie hätten es vielleicht nicht geschafft. Am Nachmittag standen sie auf dem Gipfel.

Sie waren so ausgeschöpft; daß ihnen die reine Gipfelfreude versagt blieb. Stumm stolperten sie auf die Hütte zu, sanken in die Betten und schliefen den ganzen Tag, die ganze darauffolgende Nacht. Nur der Perner saß noch mit dem Hüttenwirt beisammen und berichtete, was sie in den letzten drei Tagen in der Südwand erlebt hatten. Dann schlief er einige Stunden, saß, übers ganze Gesicht lachend, ausgeruht und zu neuen Taten bereit, auf der Hüttenbank, als die anderen beiden halbwegs erholt aus den Federn krochen. So war er, der Perner. (8) *

QUELLENVERZEICHNIS

(1) Abenteuer am Strom, Roman,1934. **
(8) Im Banne der Berge, Geschichte eines jungen Bergführers, 1955 (vergriffen),
(12) Der Förster vom Silberwald, Roman (Film) 1958 *
(13) Die grüne Glückseligkeit, Jagdgeschichten 1957 (vergriffen).
(16) Wer die Heimat liebt, Romen (Film) 1958. (vergriffen)
(20) Die Leute von Arauli, Roman 1976. **
(21) Heute kann man darüber lachen", Panoptikum eines jungen Lebens, 1978. **
(22) Schwer ein Mensch zu sein, 1981. **
(28) Geliebte Frau, 1948. **

* in allen guten Buchhandlungen.
** Restexemplare über "Verein für Lebenskunde", Postfach 6, A-5033 Salzburg.

BÜCHER VON GÜNTHER SCHWAB

...aber wir fürchten uns nicht! (1994) **öS 147,–**
148 Seiten, Paperback **DM/sfr 19,80**
gebunden **öS 221,– DM 29,80 sfr 27,80**

Geliebter Wald (1990) **öS 138,–**
Vom Glück und von der Not des Waldes **DM 20,–**
160 Seiten, Klebebindung, illustriert **sfr 18,–**

Geliebtes Land (1993) **öS 138,–**
Leben unter freiem Himmel **DM 20,–**
168 Seiten, Klebebindung **sfr 18,–**

Geliebte Frau (1930) **öS 138,–**
Fieberkurve einer Liebe **DM 20,–**
166 Seiten, Klebebindung **sfr 18,–**

Geliebtes Leben (1991) **öS 138,–**
Auslese und Sammlung **DM 20,–**
120 Seiten, Klebebindung **Sfr 18,–**

Geliebter Berg (1995) **öS 138,-**
136 Seiten, Klebebindung, illustriert **DM 20,– / sfr 18,–**

Kambesembi (1997) **öS 138,–**
und andere Bruchstücke **DM 20,–**
106 Seiten, Leichtband **sfr 18,–**

„Nächte Woche beiß ich meine Frau...!" (1998) **öS 138,–**
und andere Leckerbissen **DM/Sfr 20,–**
148 Seiten, Leichtband

Atom aktuell (1987) **öS 80,–**
Worauf warten Sie, Herr Staatsanwalt? 88 Seiten **DM/Sfr 12,–**

Abenteuer am Strom (1934), 203.000 **öS 138,–**
Roman, Leichtband, 247 Seiten, köstlich illustriert **DM/Sfr 20,–**

Die Toten leben, solang wir sie lieben... Elegien, 130 Seiten, Leichtband (1996)	**öS 138,–** **DM/Sfr 20,–**
Kamerad mit dem haarigen Gesicht (1940) 200.000, Die Geschichte eines Hundes 212 Seiten, Efalinband	**öS 235,–** **DM 30,–** **sfr 28,–**
Das Glück am Rande (1948), 60.000 Von Tieren, Bergen und Einsamkeit 380 Seiten, Klebebindung	**öS 240,–** **DM 36,80** **Sfr 31,80**
Der Förster vom Silberwald Der Roman zum erfolgreichsten aller Heimatfilme 210 Seiten	**öS 297,–** **DM/Sfr 38,–**
Die Leute von Arauli (1976) Roman, Leinen, 544 Seiten (Arbeitstitel „Das Herz und die Sterne")	**öS 210,-** **DM/sfr 31,–**
Heute kann man darüber lachen (1978) Panoptikum eines jungen Lebens Leichtband, 354 Seiten, illustriert	**öS 180,–** **DM/Sfr 26,–**
Schwer, ein Mensch zu sein (1981) Fast ein Roman, Leichtband, 320 Seiten, köstlich illustriert	**öS 180,–** **DM/Sfr 26,–**
Der Tanz mit dem Teufel (1958), 155.000 Roman eines abenteuerlichen Interviews 492 Seiten, Leichtband	**öS 221,-** **DM 29,80** **sfr 27,80**
Des Teufels sanfte Bombe (1968), 25.000 Verschwiegenes und Verbotenes von der „friedlichen" Atomkernspaltung, 317 Seiten, Leichtband	**öS 164,–** **DM 22,–** **Sfr 21,–**
„Lebensschutz - Der stille Weg" Zeitschrift, 50. Jahrgang, gegründet v. Günther Schwab 8 Nummern = 4 Doppelhefte jährlich, portofrei	**öS 220,–** **DM/Sfr 35,–**

Preise unverbindlich, Stand 1999 Alle hier nicht genannten Titel sind zu Zeit vergriffen

Die „Geliebten Bücher“

Günther Schwab
Geliebter Wald Vom Glück und von der Not des Waldes.
Noch nie zuvor war unser Wald so gefährdet wie heute. In dieser Zeit stellt dieses Buch eine helfende Tat dar, einen der zahlreichen Versuche, das Rad der verhängnisvollen Entwicklung zu bremsen. Gesammelt und mit Randzeichnungen versehen vom Herausgeber.
160 Seiten, TB-Format, öS 130,– DM 19,80 sfr 17,80

Günther Schwab
Geliebtes Land Leben unter freiem Himmel
Ausgewählte Texte aus „Land voller Gnade“, „Der Wind über den Feldern“ und „Abenteuer am Strom“. Mit Randzeichnungen vom Autor.
168 Seiten, TB-Format, öS 130,– DM 19,80 sfr 17,80

Günther Schwab
Geliebtes Leben Auslese und Sammlung
Ein Querschnitt durch sein bisher zweiunddreißig Bücher umfassendes Lebenswerk. Ein Schatzkästlein für Lebensmut und Lebensfreude.
120 S., TB-Format, öS 130,– DM 19,80 sfr 17,80

Günther Schwab
Geliebte Frau Fieberkurve einer Liebe
Auf einer paradiesisch schönen Insel finden Pierre und Eveline zueinander und spüren von Anfang an, daß sie füreinander geschaffen sind. *168 Seiten, TB-Format, öS 130,– DM 19,80 sfr 17,80*

Günther Schwab
Geliebter Berg
Ausgewählte Texte aus Schwabs Hochgebirgsklassiker „Das Glück am Rande“. Mit Zeichnungen von Hans Arlart.
134 Seiten, TB-Format, öS 130,– DM 19,80 sfr 17,80

Günther Schwab
Geliebtes Tier **Vergriffen!**
Zitate und Gedichte aus zwei Jahrtausenden, von der Antike bis zur Gegenwart. Gesammelt und mit Randzeichnungen versehen vom Herausgeber. *132 S., TB-Format, öS 130,– DM 19,80 sfr 17,80*

ENNSTHALER VERLAG, A-4402 STEYR

GÜNTHER SCHWAB, geboren 1904 in Prag, seit 1918 in Österreich. 1926 – 1935 Lehr- und Wanderjahre in Italien, Frankreich, Spanien, Tunis, Algier, Marokko, Polen, Rußland, Baltikum. 30 Jahre Forstdienst in Ebene, Mittel- und Hochgebirge.

Autor von 35 Büchern über Natur, Tiere, Landschaft, Umwelt- und Lebensschutz ("Abenteuer am Strom", 203. Tausend, "Kamerad mit dem haarigen Gesicht", 192. Tausend, "Der Tanz mit dem Teufel", 155. Tausend, 7 Übersetzungen, u. a.), Drehbuchautor ("Der Förster vom Silberwald", Bambi 1954 u.a.m.) Dr. phil.h.c. der "Fondation Université Européenne", Amsterdam (1961), Professor (1962), Dr. rer. nat. techn. h.c. der Universität für Bodenkultur, Wien (1986), Laureaat van de arbeid 1. Klasse, Albert-Schweitzer-Medaille, Ehrenkreuz für Kunst und Wissenschaft 1. Klasse u.v.a.m.